Bibl. Mont.
1536

1536 Bibl. Mont.

<36631040200015
<36631040200015
Bayer. Staatsbibliothek

S

Kurze Geschichte

der

Kirchenverbesserung

zu Bern.

Auf das Reformationsfest im Jahr 1828.

Bern, 1828.
Gedruckt bey L. A. Haller, obrigkeitlichem Buchdrucker.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Ihr feyert heute, ihr Berner alle zu Stadt und Land! das Reformationsfest, daß heißt, ihr vereiniget euch an diesem Tage, um mit Freude und Dank euch jener Begebenheiten zu erinnern, durch welche vor dreyhundert Jahren unter Gottes gütiger Leitung die Lehre Jesu wieder gereinigt wurde von allen den menschlichen Zusätzen, die Unwissenheit und Eigennutz im Laufe der Zeit ihr aufgedrungen hatten. Werden doch in unserm werthen Vaterlande alljährlich an mehr als einem Orte jene ruhmvollen Schlachten gefeyert, in welchen der Muth unserer Voreltern, unterstützt dnrch des Allmächtigen Beystand, den Sieg über ihre Unterdrücker erfochten, und ihnen und ihren Nachkommen die Freyheit erkämpft hat; um wie viel mehr muß denn nicht unser Herz gerührt und unsre ganze Aufmerksamkeit angesprochen werden durch das Andenken an jene Ereignisse und Anstrengungen, durch welche wir aus der Unwissenheit gerissen, vom Joche des

Aberglaubens befreyt, und in den Stand gesetzt wurden, die Lehre unsers göttlichen Erlösers wieder in ihrer Reinheit zu erkennen und aufzufassen! Wahrlich, auch das heutige Fest ist ein Siegesfest; denn nicht ohne langen und schweren Kampf errang die Wahrheit den Sieg über den Irrthum, der Gemeinsinn über die Selbstsucht, der Eifer für die Ehre Gottes über das Streben nach Menschenlob, und der Blick auf's Ewige über das Haschen nach dem Vergänglichen! Dieser Sieg aber ist um so wichtiger, weil die Güter, um welche hier gestritten wurde, der Menschheit Höchstes und Theuerstes sind: denn wie schmerzlich auch die Unterdrückung durch einen äußern Feind, oder durch ungerechte Gewalthaber ist, sie vermögen doch nicht, uns jede Freude zu rauben, und jede Unbill, die sie uns zufügen, ist als eine Prüfung von höherer Hand anzusehen, und sie endigt, wenn's lange währt, doch mit dieses Lebens kurzer Dauer; aber wo die Wahrheit, der Gemeinsinn und der Eifer für Gottes Ehre dahingeschwunden sind, da ist keine Seelenruhe und keine Zufriedenheit mehr möglich; da geht alle Rechtschaffenheit und Sittlichkeit zu Grunde, das Glück des Volkes ist zerstört, und die in ihrer Ausbildung und Veredlung zurückgehaltene Seele

trägt noch im künftigen Leben den Schaden. Darum freuet euch denn der Glaubensfreyheit, welche eure Väter euch errungen haben, und nehmet herzlichen Antheil an der Feyer, durch welche wir Gott danken, daß er das durch menschliche Verblendung mißdeutete Evangelium uns wieder in seinem herrlichen Lichte hat erkennen, und die von Jesus eingeführte Anbetung im Geist und in der Wahrheit wieder unter uns hat aufblühen lassen! Erinnert euch gerne der Männer, welche er als Werkzeuge dazu gebraucht hat, und die, voll Eifer für die gute Sache und ihrer Ueberzeugung getreu, keine Mühe scheuten, ja selbst ihr Leben nicht schonten, und fasset den Vorsatz, euern würdigen Vätern gleich an dem Worte Gottes fest zu halten, und demselben gemäß zu leben! Das heißt das Fest der Reformation begehen. Ihr werdet euch aber desto stärker, desto inniger dazu hingezogen fühlen, wenn ihr die mannigfaltige Noth, welche der Aberglaube und die Unwissenheit über unsere Voreltern brachte, näher kennet; euer eigenes Herz wird sich dadurch beklemmt fühlen, und sehnlich ihnen Befreyung wünschen; dann werdet ihr euch aber auch freuen des hellern Lichtes, das durch die Reformation ihnen aufgieng, und das auch über euch noch seine wohlthätigen Strahlen verbreitet. Darum ist

in dem Büchlein, welches ihr hier erhaltet, die Geschichte dieser denkwürdigen Begebenheiten aufgezeichnet. Es erzählt euch, wie das Christenthum in unser Vaterland gebracht worden, und darin Fortgang gewonnen hat; wie es in einer finstern und unwissenden Zeit durch menschliche Zusätze und verkehrte Auslegung entstellt und verderbt, und in einen bloß äußern Dienst verwandelt wurde, der das Herz unbefriedigt ließ, und dem Verstande widersprach; wie Lasten aller Art, von denen das Evangelium nichts wußte, und ganz ähnlich jenen, um deren willen Jesus die Juden beklagte, den Christen auferlegt wurden; wie das Uebel auf eine Höhe gestiegen, daß jeder Rechtschaffene nach Hülfe sich sehnte; und wie endlich Gott Männer geweckt und die Umstände geleitet habe, daß die so heiß gewünschte Verbesserung herbeygeführt ward.

Das ist der Inhalt dieser Schrift, die jedem Freunde der Wahrheit und der Religion willkommen seyn wird, und die ihr, wie wir hoffen, mit Aufmerksamkeit lesen werdet.

Wie das Christenthum in die Schweiz gebracht worden, und Fortgang gewonnen hat.

Im fernen Morgenlande hatte der von Gott gesandte Jesus seine segenbringende Lehre verkündigt. In Judäa, in dem Lande, wo einst die frommen Erzväter gewohnt, und die Verheißung empfangen hatten, daß aus ihren Nachkommen der Erlöser der Welt hervorgehen werde, unter dem Volke, das durch seine Propheten auf das frohe Ereigniß vorbereitet worden und das demselben sehnsuchtvoll entgegenharrte, da war's, wo der Sohn Gottes in Menschengestalt herum wandelte, sein Evangelium, das Wahrheit und Trost auf die Erde brachte, den Sterblichen mittheilte, in seinen Allmachtsthaten als den Boten der Gottheit sich bewährte, und nach einem herrlich vollbrachten Leben, nach einem Tode voll Großmuth und Hingebung, siegreich aus dem Grabe hervorging. In diesem Lande, wo die Jünger des zum Himmel Erhobenen weilten, wo Tausende den Verklärten selbst gesehen und gehört hatten, sammelte sich die erste Christengemeinde. Aber eingedenk seines großen Wortes: „gehet hin in alle Welt, „und machet mir zu Schülern alle Völker!“ drangen seine hinterlassenen Freunde bald über die Grenze des jüdischen Landes hinaus, durchzogen Asien, besuchten Europa und Afrika, um die ergreifende Lehre ihres verewigten Meisters überall zu verkündigen, und

viele Verehrer ihm zu sammeln. Sie war aber auch ganz eigentlich dazu bestimmt, diese herrliche Lehre, um allen Völkern der Erde mitgetheilt zu werden, und Frieden und Freundschaft unter ihnen einheimisch zu machen. Ueberzeugt durch alles, was sie in der Welt bemerkten, daß es ein höheres Wesen gebe, welches die Dinge regiere, aber ohne Kenntniß desselben, hatte jedes Volk sich einen andern Gott ausgedacht, und demselben die Eigenschaften zugeschrieben, welche mit seiner eigenen Bildung oder Rohheit übereinstimmen: bald war es die Sonne, bald eines der Thiere, welche den Erdboden bewohnen, bald ein Wesen den Menschen ähnlich, bald eines von abentheuerlicher, grausenhafter Gestalt. Jesus hingegen lehrte die Menschen, daß Gott, der die Welt und alles, was darinnen ist, geschaffen habe, und noch jetzt erhalte; der alles, was geschieht, leite und regiere, größer, herrlicher, vollkommener sey, als alles, was Menschen sich denken können, unsichtbar, ein Geist, daher auch unter keinem Bilde darzustellen, ewig und allenthalben gegenwärtig. Jedes Volk glaubte, von dem Gott, welchen es verehrte, ausschließlich geliebt und beschützt zu seyn, so daß er ihm beystehe gegen alle andern Völker und gegen ihre Götter, und helfe dieselben überwältigen und unterdrücken; Jesus aber sagte: Gott ist der Vater aller Menschen, er hat sie alle geschaffen, sie sind alle seine Kinder, er liebt alle, wacht über alle, und will, daß alle glücklich seyen; darum sollen sich denn auch alle als Brüder lieben und ihren gemeinschaftlichen Vater ehren. Nur durch äußern Dienst hatten bisher die Völker ihre eingebildeten Götter verehrt; bald brachten sie ihnen Früchte, bald Thiere, selbst Menschen zum Opfer;

sie bauten ihnen kostbare Altäre und prächtige Tempel, sie riefen sie an mit großem Gepränge; aber der vom Himmel gekommene Bote sprach: nicht durch das Blut der Thiere, oder durch äußere Gaben könnet ihr Gott gefallen; euch selbst müßt ihr opfern, das heißt, jede böse Gesinnung und Neigung müßt ihr bekämpfen und überwinden in euch, und euch heiligen durch Gehorsam gegen seine Gebote; denn nur die, welche reines Herzens sind, werden Gott schauen, und vollkommen müsset ihr werden, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist. Was des Menschen Schicksal sey nach des Erdenlebens kurzer Dauer, darüber gab es vor Jesus Ankunft nur ungewisse Vermuthungen, nur sehnsuchtsvolle Wünsche, so daß in bitterer Verzweiflung viele hochgepriesene Weise ausriefen: iß, trink und schlafe, mit dem Tod ist alles hin! Aber der aus dem Grab Erstandene verkündigte den Menschen Unsterblichkeit und ewiges Leben; ich gehe zum Vater, sprach er, und wo ich seyn werde, da sollet auch ihr hinkommen; euer Wandel auf Erden ist nur die Morgenstunde eures Daseyns; hier säet ihr, aber dort oben werdet ihr einst erndten, denn es kommt die Stunde, wo ihr Alle hervorgehen werdet aus dem Grabe, um Rechenschaft abzulegen vor dem allwissenden Richter über euer Leben hienieden. So war denn der Inhalt und die Absicht des Evangeliums, die Erkenntniß des wahren Gottes unter allen Völkern der Erde auszubreiten, sie zu einer gemeinschaftlichen Verehrung desselben aufzurufen, ihnen zu zeigen, daß nicht durch Ceremonien Gott verehrt werde, sondern einzig durch Besserung des Herzens, durch Aehnlichkeit mit ihm, und ihnen eine freudige und zuverlässige Aussicht auf ein künftiges Leben zu gewähren, das

mit dem gegenwärtigen in engem Zusammenhang stehe. Schon dieser herrliche Endzweck des Christenthums, der über alles, was damals gedacht und geübt wurde, so unendlich weit erhaben war, verräth seinen himmlischen Ursprung. Darum fand es denn auch so viele gläubige Schüler unter allen Völkern, und verbreitete sich schnell über alle Theile der damals bekannten Welt.

Durch wen das Evangelium zuerst in unser Vaterland, das damals den Namen Helvetien hatte, gebracht worden sey, ist ungewiß, weil in jenen frühen Zeiten in diesem Lande nichts aufgeschrieben wurde. Es findet sich in einem alten Buche die Sage aufgezeichnet: Beat, ein frommer Engländer, aus vornehmem Geschlechte, sey im zweyten Jahrhundert nach Christi Geburt in die Schweiz gekommen, und habe die Lehre Jesu zuerst dort bekannt gemacht; in einer Höhle am Thunersee wohnend, welche noch jetzt das Beaten-Loch heißt, habe er die benachbarten Gegenden fleißig durchwandert, um das Evangelium den Hirten zu predigen. Um die gleiche Zeit sollen St. Luzius in Rhätien (heutzutage Graubünden), Parakodus zu Genf, und Pantalus zu Basel das Christenthum verkündigt haben. Was diese Sagen ungewisser macht, ist der Umstand, daß jenes Buch, in welchem sie enthalten sind, erst 700 Jahre nach Christi Geburt von einem in England lebenden Mönche geschrieben wurde, also 500 Jahre nachdem die Begebenheiten sich ereignet haben sollen, in welchem langen Zeitraume die bloß von Mund zu Mund gehende Erzählung sich um vieles verändert haben kann. Am wahrscheinlichsten ist, daß das Christenthum aus Gallien (dem heutigen Frankreich), wo schon im zweyten Jahr-

hundert christliche Kirchen sich befanden, nach der Schweiz gebracht worden sey. Daß dabey auch St. Beat mitgeholfen habe, ist sehr wohl möglich, nur möchte er etwa hundert Jahre später, als jenes Buch angibt, gelebt haben. Daß aber, ungeachtet der Bemühungen der christlichen Lehrer, dennoch viele Einwohner bey der alten heidnischen Religion geblieben seyen, erzeigt sich aus den Trümmern von Gebäuden und aus Inschriften, die aus jener Zeit übrig geblieben sind, und ihren heidnischen Ursprung deutlich verrathen. Zwar breitete sich, als der römische Kaiser Constantin, dem auch die Schweiz unterworfen war, das Christenthum annahm, die Lehre Jesu in seinem Reiche immer mehr aus, und erhielt das Uebergewicht über die heidnische Religion; allein die wiederholten Einfälle barbarischer Völker verwüsteten die Schweiz so ganz und gar, daß bald alle Städte und Dörfer in Schutthaufen verwandelt, und die Einwohner entweder getödtet, oder als Sklaven weggeführt wurden. Die Wenigen, die, in Schlupfwinkel entflohen, noch übrig blieben, vermochten nicht, das Land zu bauen, dichter finsterer Wald stieg allenthalben empor; es glich einer Wüste.

Andere Völker traten später an die Stelle der beynahe ausgerotteten Helvetier und Römer, die Burgundionen nämlich und die Alemannen. Die Burgundionen waren aus Deutschland nach Gallien gekommen, hatten auf Zureden eines alten, ehrwürdigen Bischofs die christliche Lehre angenommen, und sich unter den Galliern niedergelassen. Bey zunehmender Volksmenge ward ihnen der Raum zu enge, sie zogen in das entvölkerte Land am Fuße der Alpen im Jahre 432 nach Christi Geburt, und

nahmen so die westliche Schweiz in Besitz. Mit den alten Einwohnern, die sie noch vorfanden, vertrugen sie sich friedlich, das Land wurde neuerdings bearbeitet, und an mehrern Orten Kirchen erbaut, in denen das Volk an Sonn- und Festtagen sich versammelte, in gemeinschaftlichem Gebete Gott verehrte und den Unterricht seiner Priester anhörte. Diese standen bey den Burgundionen in großem Ansehen; schon zur Zeit, da sie noch Heiden waren, hatten sie ihren Oberpriester, welcher Siniste hieß, höher geachtet als selbst ihre Anführer und Vorsteher, und eben diese Ehrfurcht bewiesen sie auch ihren christlichen Priestern. Ihr Rath und ihre Ermahnung galt so viel, daß auch der König dieselben nicht leicht unbefolgt ließ. Die Kirchen, welche sie bauten, waren ohne Pracht, ihr Gottesdienst einfach und ohne Gepränge; so hatten sie es aus dem Heidenthum hergebracht, und ihre christlichen Priester lehrten sie, daß der Mensch selbst ein Tempel Gottes seyn, und sein Herz zu einem Altar machen müsse, auf welchem er durch Besiegung des Bösen und durch aufrichtige Liebe zu allem Guten Gott die reinsten Opfer bringe; Freygebigkeit gegen die Dürftigen gefalle Gott besser, als Gold und Silber und anderer Schmuck in den Tempeln. Bilder sah man keine in ihren Kirchen, nur der Welterlöser am Kreutze war darin aufgestellt, zur Erinnerung seiner unendlichen Liebe. Welchen segenreichen Eindruck diese Lehren des Christenthums auf die Burgundionen machten, das zeigte sich bald in ihrer brüderlichen Hülfleistung bey einer eingetretenen Theurung und in mehrern andern Ereignissen, bey denen sie einen menschenfreundlichen Sinn an den Tag legten, der von ihrer ehemaligen Denkungsart

sehr verschieden war. So hob sich denn das verödete Land wieder empor, die öftern Versammlungen des Volkes in der Kirche, der gemeinschaftliche Unterricht, den es da erhielt, die brüderliche Vereinigung zum Genusse des heil. Abendmahls, kurz der ganze Geist des Christenthums weckte ein freundliches Zusammenhalten und eine Freude an friedlichen Beschäftigungen, wodurch der Wohlstand des Volkes nicht wenig befördert wurde. Die sonst in den Wäldern in schlechten Hütten zerstreut lebenden Burgundionen bauten sich Häuser in der Nähe ihrer Kirchen, so entstuhnden die Dörfer; man half einander bey Ausrottung der Wälder, bey Säuberung der Viehweiden, beym Anbau des Landes, und weit besser gieng so alles von Statten.

Eine ganz andere Gestalt hatte hingegen der östliche Theil der Schweiz, welchen die Alemannen in Besitz genommen hatten. Diese, ein wildes, kriegerisches Volk, gaben den Lehrern, welche das Evangelium bey ihnen verkündigen wollten, kein Gehör, ihre heidnische Religion, bey der sie in finstern Wäldern sich versammelten, und ihren Göttern blutige Opfer brachten, denn selbst Menschen wurden dazu nicht selten geschlachtet, gefiel ihrem rohen Sinne besser. Sie zerstörten alle Städte, so weit ihre Herrschaft reichte, sie hatten überhaupt keine bleibenden Wohnsitze, sondern zogen mit ihrem Vieh umher in dem Land, das als das gemeinschaftliche Eigenthum Aller betrachtet wurde; dabey trieben sie Raub, und zogen gern in die Kriegsdienste fremder Völker. Lange hätten vielleicht noch diese rohen Horden sich dem Eingange des Christenthums widersetzt, wenn nicht der Herr der Welt die Ereignisse so geleitet hätte, daß auch hier dem Evan-

gelium der Weg geöffnet wurde. Die Alemannen geriethen in Krieg mit dem ebenfalls heidnischen Könige der Franken, Clodwig; eine blutige Schlacht erhob sich; schon fiengen Clodwigs christliche Unterthanen an zu weichen, weil es ihnen an Muth fehlte, für einen heidnischen Beherrscher zu kämpfen; da gelobte ihr König mit lauter Stimme, ein Christ zu werden, wenn Gott ihm den Sieg verleihen würde. Jetzt stürzten sich seine Unterthanen mit solchem Ungestüm unter die Feinde, daß diese nicht länger zu widerstehen vermochten, und gänzlich geschlagen wurden. Die besiegten Alemannen mußten sich dem Frankenkönig, der sich im Christenthum unterrichten und taufen ließ, unterwerfen; sie mußten in eine stillere, mehr geregelte Lebensart sich fügen, und konnten den Lehrern der Religion Jesu, die von ihrem Oberhaupte beschützt waren, den Zutritt nicht mehr ganz verwehren. Freylich stellten ihre rohen Sitten und ihre abergläubische Anhänglichkeit an ihre eingebildeten Götter der Verbreitung des Christenthums noch manches Hinderniß entgegen; aber dennoch gewann es, wenn schon langsam, Fortgang unter ihnen. Am meisten trugen dazu bey einige vornehme Schottländer, die um das Jahr 600 nach Frankreich und Burgund kamen, und von König Dietbert die Erlaubniß erhielten, das Christenthum unter den Alemannen in der östlichen Schweiz zu verbreiten. Zwey aus denselben, Columban und Gallus, wanderten im Jahr 611 über Schaffhausen und Zürich, das damals nur noch ein Dorf war, dem Zürichsee nach an das obere Ende desselben. Hier fanden sie noch alles heidnisch, die Einwohner wollten von der Lehre Jesu nichts hören, und brachten ihren Götzen vor Gallus und Columbans Augen Opfer, worüber

diese in solchen Unwillen geriethen, daß sie die hölzernen Bilder zu Boden rissen, und sie sammt den Opfern in See warfen. Schwer mußten sie diesen Eifer büßen, sie wurden von den aufgebrachten Alemannen mit Ruthen geschlagen und fortgetrieben; man hatte sie sogar tödten wollen, und nur die Furcht vor dem Frankenkönig hinderte es. Columban und Gallus kamen nun an den Bodensee in die Gegend von Bregenz; auch hier fanden sie Heiden, die dem Wodan und andern Götzen opferten, allein sie gaben dem Evangelium willig Gehör. Auch in andere Theile der östlichen Schweiz begaben sie sich, theils selbst, theils andere ihrer schottischen Gefährten, und es gelang ihnen, dem Christenthum allenthalben Verehrer zu verschaffen. Gallus starb im 95sten Jahre seines Alters, und auf dem Platze den er sich zur Wohnung gewählt und wo er seine irdische Laufbahn beschlossen hatte, wurde in späterer Zeit ein Kloster erbaut, das man nach seinem Namen benannte.

So bereitete sich denn allmählig die Lehre Jesu in der ganzen Schweiz, im östlichen wie im westlichen Theile, aus. Hier wird es nöthig, etwas über die kirchlichen Einrichtungen zu sagen, weil nur so manches, das später vorkommen wird, verstanden werden kann. So wie Christus seinen Jüngern jeden Rangstreit verboten hatte, und nicht duldete, daß einer sich für höher halte als die andern; so waren denn auch die Lehrer der ersten Christen-Gemeinden einander an Ansehen gleich, keiner stritt mit dem andern um den Vorzug, und jeder suchte seine höchste Ehre darin, Christo zu dienen und sein Evangelium treu und klar zu verkündigen, damit demselben recht viele Anhänger gewonnen würden, und viele dadurch sich

bessern ließen. Dem Lehrer gab man einige Gehülfen, die mit ihm die Liebesgaben, welche die Glieder der Gemeinde zum allgemeinen Beßten darreichten, einsammelten, ihn zu den Kranken begleiteten, mit ihm Aufsicht hielten, daß alle dem Evangelio gemäß lebten, und ihn überhaupt in seinen Verrichtungen unterstützten. Diese Gehülfen wurden aus den Aeltesten der Gemeinden genommen, damit sie destomehr Ansehen hätten, und da in der griechischen Sprache, welche die Apostel und die ersten Christen redeten, ein bejahrter Mann Presbyter heißt, so nannte man diese Vorsteher der Gemeinde Presbyter, woraus durch Abkürzung das Wort Priester entstuhnd. Unter den Lehrern mußte sich natürlich bald ein Unterschied zeigen; oft war einer durch Gelehrsamkeit, oder durch Beredsamkeit, oder durch Klugheit und schnellen Rath dem andern überlegen, so daß man in allen Dingen sich gerne an ihn wandte, und sein Wort zu hören wünschte, und daß die übrigen Lehrer ihm aus eigener Achtung den Vorzug gaben. Er ward dann der Leiter der Gemeinden um ihn her, und wo unter den Lehrern seiner Nachbarschaft eine ungleiche Meinung über eine christliche Angelegenheit entstuhnd, wandten sie sich an ihn, und begehrten seinen Ausspruch, und wenn er glaubte, in einer der umliegenden Gemeinden einen Irrthum in der Lehre, oder Mangel an Frömmigkeit zu bemerken, so ermahnte er darüber den Lehrer und die Gemeinde. Man nannte ihn den Aufseher, oder griechisch Episcopus, woraus denn das Wort Bischof gemacht wurde. Später wurde dieses Amt eines Bischofs mit der Lehrerstelle gewisser Oerter für immer verbunden, entweder weil an solch einem Orte die erste christliche Gemeinde der Gegend gestiftet

wor:

oder weil es eine besonders angesehene, zahlreiche Gemeinde war, wohin denn auch immer ein ausgezeichneter Lehrer berufen wurde.

Aber auch selbst die Bischöfe eines Landes waren oft ungleicher Meinung über den Sinn einer Stelle in der Bibel, oder über die Ausdehnung eines Gebotes, oder über eine Verordnung, die sie der Christenheit für nützlich hielten; dann trugen sie die Sache dem Bischofe in der Hauptstadt des Landes vor, welcher, weil er in der Nähe des Königs war, und diesen am leichtesten um Beystand ansprechen konnte, als der Angesehenste erschien; er mußte entscheiden. Wegen dieses Vorzugs nannte man ihn Oberbischof, griechisch Archiepiskopus, was dann im Deutschen in Erzbischof umgestaltet wurde. Aus eben diesem Grunde glaubten denn auch die Bischöfe zu Rom und zu Constantinopel, den beyden Hauptstädten des römischen Reichs, den Vorrang vor allen andern zu haben; besonders wollte der erstere, als der Vater der ganzen Christenheit angesehen seyn, dessen Aussprüche in allem, was dieselbe angehe, unfehlbar seyen; er nannte sich daher auch Papa, deutsch Pabst.

Zu der Zeit, in welcher die Lehre Jesu über die ganze Schweiz sich ausgebreitet hatte, so daß nur in einzelnen Gegenden noch das Heidenthum sich forterhielt, waren schon sechs Bischöfe angeordnet, um Aufsicht zu führen, nämlich die Bischöfe zu Genf, Lausanne, Sitten, Basel, Constanz und Chur. Der Bischof von Lausanne hatte früher seinen Sitz zu Aventikum oder Wiflisburg gehabt, der von Constanz zu Vindonissa oder Windisch, welches die Hauptstädte der alten Helvetier gewesen; der erstere aber war von dem sumpfigen Aventikum in das gesundere

Lausanne gezogen, der von Windisch begab sich nach Constanz, um in der Mitte der Alemannen zu seyn, über die er wachen sollte.

Eine andere Einrichtung, deren wir hier gedenken müssen, sind die Klöster. In den ersten Zeiten des Christenthums, wo noch die Gläubigen öftere Verfolgungen von den Heiden zu erdulden hatten, waren Viele in Wüsten oder abgelegene Oerter gezogen, um dort unbekannt der Lehre zu leben, welche ihnen über Alles gieng. Aber auch in spätern Zeiten, wo keine Verfolgungen mehr Statt hatten, glaubten Viele, in abgesonderten Wohnungen, fern von dem Geräusche und den Belustigungen irdischgesinnter Menschen, frömmer zu leben, und den Versuchungen zur Sünde nicht so sehr ausgesetzt zu seyn. Mehrere bauten sich in einem finstern Wald, oder in einer einsamen Gegend eine Hütte, oder wohnten in einer Höhle, von Früchten und Wurzeln sich nährend, und brachten dort die Tage ihres Lebens im Gebet zu, gaben denen, die sie besuchten, Rath, trösteten die Unglücklichen, und theilten mit den Hungrigen ihre wenigen Nahrungsmittel. Solche Einsiedler wurden als Heilige betrachtet; die Entbehrung aller Bequemlichkeiten, aller Freuden, an denen sonst die Menschen so sehr hängen, die beständige Richtung ihrer Gedanken auf die Ewigkeit, erwarben ihnen die Bewunderung aller derer, die sie kannten, und weckten den Glauben, daß sie schon hier der Erde gleichsam entflohen und mit den Bewohnern des Himmels näher verwandt seyen. Man bat sie daher um ihren Segen, man empfahl sich ihrer Fürbitte, und waren sie gestorben, so ehrte man noch den Ort, wo sie gewohnt hatten, indem man oft dorthin wandelte, um auf dieser geheiligten

Stelle andächtiger zu beten, auch wohl Kirchen und Kapellen da errichtete. Andere hingegen bauten sich in einer unbewohnten Gegend ein gemeinschaftliches Haus, wo sie von den Freuden der Welt abgesondert in stillem Frieden mit einander lebten. Sie legten einen Garten an, bearbeiteten das herumliegende Feld, und gewannen durch ihren unermüdeten Fleiß und bey der Mäßigkeit, die sie sich im Genuß von Speisen und Trank auferlegten, solche Vorräthe an Lebensmitteln, daß sie jeden Reisenden, der durch ihre einsame Gegend zog, gastfreundlich beherbergen, und auch noch die herumwohnenden Dürftigen mit Speise versorgen konnten. Zu gewissen Stunden des Tages und der Nacht versammelten sie sich auf ein mit der Glocke gegebenes Zeichen, um durch Gesang und Gebet Gott zu loben. Die Geschäfte des Tages, die Kleidung, die Speisen, kurz die ganze Lebensweise war nach einer gewissen Vorschrift bestimmt, an welcher man sich festhielt, und nicht davon abwich. Wer in eine solche Gesellschaft trat, versprach feyerlich, dem Vorsteher des Hauses, welchen man den Abt oder Vater nannte, ohne einige Widerrede zu gehorchen, kein Eigenthum für sich zu erwerben, sondern alles mit den übrigen Gliedern des Hauses gemein zu haben, und den Verein nie wieder zu verlassen. Darum hieß ein solches Haus auf Lateinisch Claustrum, das heißt verschlossen, was im Deutschen in Kloster umgewandelt wurde. Es gab Klöster für Männer, und andere für Frauen; die Bewohner der erstern nannte man Mönche, die der letztern Nonnen. Die Vorschrift, nach welcher sie lebten, war nicht in allen Klöstern die gleiche, sondern von verschiedenen angesehenen Männern verschieden aufgesetzt, wie sie es am nützlichsten

glaubten. Die älteste war die, welche der fromme Benediktus vorgeschrieben hatte, sie hielt besonders viel auf fleißiger Landarbeit, und wenn diese vollbracht war, auf dem Lesen lehrreicher Bücher. Die Mönche, welche diese Regel zu befolgen gelobt hatten, wurden Benediktiner genannt. Eine andere Regel hatte der heilige Bernhard aufgesetzt; seine Nachfolger hießen Bernhardiner. Später entstanden noch andere solche Gesellschaften: wie die Franziskaner, Dominikaner, Augustiner, Kapuziner, u. s. w. Die Mönche waren wirklich Wohlthäter einer Gegend; sie begaben sich meistens in die allerwildesten, abgelegensten Oerter, wo keine menschliche Wohnung, keines Schuhes breit bearbeitetes Land war, fiengen dort an den Wald umzuhauen, die Wurzeln auszugraben, fruchtbare Bäume zu pflanzen, Korn zu säen, Gärten anzulegen, Kühe und Schafe aufzuziehen. Durch ihren anhaltenden Fleiß, durch die Hülfe, welche sie einander leisteten, durch die Ordnung und Genügsamkeit, die bey ihnen herrschten, gelang ihr Unternehmen, und bald bekam die Gegend eine ganz andere Gestalt. Wo vorher finsterer Wald gewesen, da reifte auf weiten Feldern das Korn zur Erndte, das Vieh weidete auf den Triften, an den Bäumen hingen Früchte mancherley Art. Jeder Vorübergehende fand eine freundliche Aufnahme, der Dürftige Unterstützung; man kam zu den Mönchen aus dem ganzen Umkreise, ja oft aus weiter Ferne, um Rath zu erhalten und Arzneymittel für die Kranken, und Hülfe und Anweisung zu suchen in den traurigen und verwickelten Umständen des Lebens. Bald fand man die Bewohner des Klosters im Schweiße der harten Landarbeit obliegend, oder es schallte aus der Kirche ihr feyerlicher Gesang den

Ankommenden entgegen, oder sie waren in ihrer Kammer im Lesen und stillen Nachdenken begriffen. Kein Wunder, daß diese frommen und nützlichen Männer von Allen geachtet und geliebt wurden, die ihr Thun betrachteten. Man besuchte ihre Kirche, man machte dem Kloster Geschenke, man ließ dort für Kranke und solche, die auf gefährlichen Reisen waren, Fürbitte thun, und besonders gaben Sterbende einen Theil ihres Vermögens den Mönchen, damit sie jährlich an ihrem Todestage, oder auch sonst an gewissen Tagen, für sie beten möchten, da man glaubte, daß man so leichter in den Himmel gelange, weil Gott das Gebet dieser frommen Männer lieber erhöre. Güter aller Art kamen auf diese Weise an die Klöster, und sie gelangten zu großem Reichthum.

Das war der Zustand der Schweiz in Hinsicht auf Gottesdienst und Lehre, nachdem das Christenthum in derselben die Oberhand erhalten hatte. Die Sitten wurden gemildert, und Ordnung eingeführt, so weit es bey der übermäßigen Rohheit der Völker, die in das Land gekommen waren, möglich ward. Es entstuhnden immer mehr Städte und Dörfer, an vielen Orten wurden Kirchen erbaut, in denen das Volk oft aus weiter Ferne zusammen kam; denn nicht selten mußte man mehrere Stunden weit gehen, um eine solche anzutreffen, weil nicht bloß der Bau derselben kostbar war, sondern weil auch von den Bischöfen keine Kirche geweiht wurde, es sey denn eine hinlängliche Besoldung für den Priester derselben auf alle kommende Zeiten versichert gewesen. In der Kirche wurde dem Volke das Evangelium und die zehen Gebote erklärt, es wurden nach Art der alten Kirchenväter kräftige Ermahnungen zur Frömmigkeit hinzugefügt, und die beyden

bedeutungsvollen Wahrzeichen des Christenthums, die Taufe und das Abendmahl, gefeyert. In ihren Wohnungen wurden die Kranken und Sterbenden von den Priestern besucht, durch die Erinnerung an Gottes weise, über Alles wachende, Vorsehung gestärkt und getröstet, und durch die gewisse Hoffnung eines künftigen, bessern Lebens ermuthigt. Auf den Wandel der Christen achteten ihre Lehrer mit großer Sorgfalt; nicht nur war jeder Christ bey seinem Gewissen verpflichtet, dem Priester jede begangene böse That zu bekennen und sich die demselben gut scheinende Strafe auferlegen zu lassen, sondern selbst die dem göttlichen Gebote zuwiderlaufenden Gesinnungen mußte er ihm offenbaren, damit durch Rath und Ermahnung dem Uebel zeitig gewehrt werden könne, ehe es zur That übergehe. Dieses Bekenntniß nannte man die Beichte. Für geringere Sünden wurde das Lesen einer gewissen Zahl von Psalmen, oder längere oder kürzere Fasten auferlegt, schwerere Sünden wurden kniend an der Thüre der Kirche vor der versammelten Gemeinde abgebeten, was die Kirchenbuße hieß; oder der Sünder wurde gar so lange aus der christlichen Gemeinschaft ausgeschlossen, bis er deutliche Beweise seiner Besserung abgelegt hatte. Es versteht sich, daß diese Büssungen alle nur dahin zielten, Verzeihung von Gott zu erhalten, nicht aber von dem weltlichen Richter, welcher sein strafendes Amt nichtsdestoweniger ausübte. Die große Achtung, in welcher die Priester stuhnden, machte, daß die von ihnen auferlegten Strafen gehalten wurden; überdieß gab der Zusammenhang in der ganzen kirchlichen Einrichtung, wo, von dem Vorsteher einer Landkirche durch die Bischöfe und Erzbischöfe bis hinauf zum Papste, alle einander unterstützten, denselben eine solche Kraft,

daß auch die Widerspänstigen zum Gehorsam angehalten werden konnten, und dieß war um so nöthiger, da die Eigensucht und die Gewaltthätigkeit jener Zeit nur auf diese Weise gebändigt werden mochte. Die rauhe und durchaus sinnliche Denkungs- und Handlungsart, welche im Heidenthume und unter Völkern, die in Wäldern wohnten, und nur von der Jagd, vom Raub und Kriege lebten, geherrscht hatte, konnte nur allmählig nach den Vorschriften des Evangeliums umgebildet werden, und vor allem aus mußte man durch die Kirchenzucht auf äussere Gesetzmäßigkeit, und dann durch die Beichte auf die Reinigung und Besserung der Gedanken hinarbeiten. Es darf uns daher nicht befremden, wenn wir in der kirchlichen Verfassung jener Zeit manches finden, wovon in der Bibel nichts geschrieben steht, und was zu den Zeiten der Apostel nicht also war. Die göttliche Versehung wird die Einsichten der Menschen und die Begebenheiten immer so leiten, daß diejenigen äussern Einrichtungen zu Stande kommen, welche für jedes Zeitalter am beßten sich schicken; — die Belehrungen, welche uns Jesus über Gott und die Bestimmung des Menschen gegeben hat, seine Vorschriften, was wir thun sollen, um Gott wohlzugefallen, und zum künftigen Leben tüchtig zu werden, so wie seine herrlichen Verheissungen, sind unveränderlich, sind ewig, wie Gott selbst, von dem sie gekommen sind; aber was die äussern Hülfsmittel zur Beförderung der Gottesverehrung und der Frömmigkeit anbetrifft, wird der Allmächtige nach seiner unbegreiflichen Weisheit dafür sorgen, daß dieselben immer nach dem Bedürfnisse der Zeiten und der Völker sich gestalten. So wurde denn auch durch die Einrichtung der christlichen Kirche, bey ihrer

Einführung in unser Vaterland und in den ersten Jahrhunderten nach derselben, so viel Gutes gewirkt, als auf eine andere Weise nicht wäre zu Stande gebracht worden.

Wie das Christenthum in unserm Vaterlande nach und nach durch menschliche Erfindungen verfälscht und verunstaltet worden.

Es ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung in der Welt, daß gerade die Anstalten, welche zur Beförderung einer guten Sache getroffen wurden, und die dazu auch kräftig mitgewirkt haben, im Verlaufe der Zeit ausarten, dem Guten auf viele Weise hinderlich werden und die Mißbräuche begünstigen, wenn nicht ernstlich darüber gewacht wird, daß sie die ursprünglich wohlthätige Absicht getreu verfolgen, wenn man nicht beständig auf deren Verbesserung und Vervollkommnung bedacht ist, wenn man sie nicht von Zeit zu Zeit nach den veränderten Bedürfnissen der Menschen umgestaltet. Das beobachten wir denn auch an den meisten Einrichtungen, welche bey der Einführung der Lehre Jesu in unserm Vaterlande mit großem Nutzen Statt gefunden haben.

Die Klöster, einst ein so wirksames Hülfsmittel zum Anbau des Landes und zur Benutzung der wildesten und verlassensten Gegenden, die Wohnstätte der Arbeitsamkeit und wahrer Frömmigkeit, ein Zufluchtsort für Unglückliche und Verfolgte, eine Schule der Gelehrsamkeit und mannigfaltiger Kenntnisse, wurden allmählig der Sitz der Trägheit, der Schwelgerey und des Aberglaubens, und ein Tummelplatz

niedriger Ränke. Die Arbeitsamkeit, die Mäßigkeit, die Frömmigkeit und die menschenfreundliche Denkungsart der Mönche hatte ihnen große Achtung und Liebe erworben, man machte daher den Klöstern reiche Geschenke, und Sterbende gaben ihnen nicht selten einen großen Theil ihres Vermögens, ja mitunter wohl gar das Ganze, besonders wenn sie keine Kinder hinterließen. So gelangten dieselben zu grossem Reichthum, sie besaßen Wiesen, Aecker und Weinberge in Menge, ganze Wälder und Berge. Jetzt fanden die Mönche nicht mehr nöthig, ihre Ländereyen selbst zu bearbeiten; sie ließen dieß durch Knechte verrichten, oder gaben sie an Bauern, die dann Gotteshausleute genannt wurden, zu Lehen. Man hätte glauben sollen, sie würden sich nun desto ununterbrochener mit dem Studium der heiligen Schrift, mit der Gelehrsamkeit überhaupt und mit dem Unterricht der Herumwohnenden beschäftigen; das war aber nicht der Fall, denn der Ueberfluß, in dem sie nun lebten, verleitete sie zum Wohlleben und dieses machte sie träg, und mancher trat jetzt ins Kloster, nicht mehr wie ehemals getrieben von dem feurigen Wunsche, den Versuchungen der Welt sich zu entreissen und Gott ungestört zu verehren, sondern um der Arbeit überhoben zu seyn, und gemächlich leben zu können. Allein der Müßiggang wird nur zu leicht eine Quelle mannigfaltiger Laster, der Mensch muß auf irgend etwas sein Nachdenken und seine Wünsche richten, und wählt er hierzu nicht etwas Edles und Nützliches, so wird er auf das Verächtliche und Schädliche fallen. So gieng es auch den müßigen Mönchen: Eitelkeit, Habsucht, Neid, Haß, Verleumdung, Ungerechtigkeit, bemächtigten sich ihrer. Durch kleinliche Ziererey, durch

unnütze Pracht suchten sie der Kirche und dem Kloster ein Ansehen zu verleihen. Sie befanden sich bey dem Reichthume so wohl, daß sie sich nicht scheuten, denselben auf jede Weise zu vermehren; ja, sie gingen recht eigentlich darauf aus, die Leute zu Schenkungen und zu Vermächtnissen zu bewegen, wenn schon dadurch die Kinder oder nahe Anverwandte einen schmerzlichen Verlust erlitten. Jeder suchte sein Kloster und seinen Orden über die andern zu erheben und diese zu verkleinern; im Kloster selbst trennten sich die Brüder nicht selten in Partheyen, die einander beneideten, haßten und verfolgten.

Da der Aberglaube ein wirksames Mittel war, dem Kloster Schenkungen zuzuwenden, so unterhielt und beförderte man denselben: man verschaffte sich die Gebeine längstverstorbener Christen, die im Rufe einer vorzüglichen Frömmigkeit gelebt, oder um ihres treuen Bekenntnisses willen den Tod erduldet hatten; man stellte sie in den Kirchen auf und behauptete, daß wer diesen Ueberresten eine besondere Verehrung beweise, sich auch des vorzüglichen Schutzes jener im Himmel wohnenden Heiligen zu erfreuen habe; um ihrer Fürbitte willen werde Gott den Menschen ihre Sünden vergeben, ihre Krankheiten und andere irdische Gebrechen von ihnen nehmen, auf Reisen sie bewahren und sonst sich ihrer lebhafter annehmen. Man erzählte viele ausserordentliche Wirkungen von der Anrufung dieser Heiligen, und die Bewohner des Klosters selbst, die in ihrer Liebe zur Bequemlichkeit es angenehmer fanden, solche abentheuerliche Geschichten zu lesen, die einen müheloſen Zeitvertrieb ihnen gewährten, als in Erforschung der heil. Schrift, oder in Erlernung anderer Wissenschaften sich anzustrengen, blieben in der Bildung des Geistes

so zurück, daß sie ohne Prüfung jene Erzählungen annahmen und sie gern weiter verbreiteten. Man kam viele Stunden, ja oft viele Tagereisen weit her, um an dem Grabe, oder bey den Ueberresten eines berühmten Heiligen zu beten, der im Rufe stand, schon viele Wunder gewirkt zu haben. Diese Reisen nannte man Wallfahrten; ganze Dörfer zogen oft gemeinschaftlich aus, um dieselben zu unternehmen, Kreuze und Fahnen, welche vor ihnen her getragen wurden, sollten den Aufzug feyerlicher machen, und die von Zeit zu Zeit ertönenden Gebete denselben heiligen. Man glaubte nicht sowohl in der Inbrunst und Andacht, als in der Zahl der Gebete bestehe die Kraft derselben, und hielt durch die sogenannten Paster Noster Rechnung darüber. Man reihete nämlich an eine Schnur eine Anzahl größerer und kleinerer Kügelchen, die größern bezeichneten das Vater unser, die kleinern das Ave Maria oder den englischen Gruß, das heißt: jene Worte, mit welchen der Engel die Maria anredete, als er ihr die bevorstehende Geburt Jesu ankündigte Luc. 1, 28; bey jedem hergesagten Vater unser rückte man eines der größern, bey jedem Ave Maria eines der kleinern Kügelchen an der Schnur vorwärts, und so war man seiner Zahl gewiß. Jene Wallfahrten wurden oft von den Beichtvätern denen, welche gesündigt hatten, als eine Büßung auferlegt, oft aber freywillig unternommen, um Regen oder schönes Wetter, Gedeihen zu einer Unternehmung, Befreyung von einer Krankheit, oder andere Wohlthaten zu erlangen. Die Orte, nach welchen sie gerichtet wurden, hatten ihr Ansehen oft bloß von einem einzelnen Theile der Ueberbleibsel eines abgestorbenen Heiligen, oder selbst nur von Stücken ihrer

hinterlassenen Geräthschaften. Viele dieser Ueberbleibsel waren aber nicht einmal ächt, und die, welche sie besaßen, glaubten entweder in ihrer Einfalt an die Richtigkeit, oder sie gaben es vor, um dem Orte, wo sie aufbewahrt wurden, dadurch einen größern Ruhm zu verschaffen. Den Klöstern, den Kirchen und Kapellen, die im Besitze solcher gepriesenen Heiligthümer waren, kamen natürlich auch viele Geschenke und Vermächtnisse zu, weil man sich gern die vielvermögende Gunst des Heiligen erwerben wollte, der wegen der Verehrung, welche an jenem Ort ihm wiederfuhr, eine ganz besondere Vorliebe für dasselbe haben sollte. Auch auf andere Art halfen die ausgearteten Mönche den Aberglauben befördern; man verbreitete z. B. den Glauben, wer in einem Kloster begraben liege, könne einer seligen Auferstehung viel sicherer entgegen harren, als der, welcher anderswo der Erde anvertraut werde, denn mitten unter so vielen frommen Männern, welche hier ruhten, werde er am Tage des Gerichts ein gnädigeres Urtheil zu erwarten haben. Daher kam es dann, daß die Reichen großes Gut gaben, um sich eine Begräbnißstelle in Klöstern anzukaufen. Damit aber die Mönche in ihrer ganzen Lebensweise desto freyer und ungehinderter seyn möchten, so wußten viele derselben zu erlangen, daß nicht der Bischof, in dessen Bezirk ihr Kloster lag, über sie die Aufsicht ausübte, wie sonst allgemein üblich war, sondern einzig der Pabst zu Rom, oder die in fernen Landen wohnenden Ordenshäupter.

Nicht minder als die Klöster waren auch andere Anstalten von ihrer ursprünglichen Einrichtung abgewichen. In den Kirchen, die in den ersten christlichen Gemeinden einfach und ohne Schmuck erbaut

worden, wurde vormals das Volk in den wichtigsten Lehren des Christenthums unterrichtet und zur Frömmigkeit ermahnt, wenige Ceremonien hatten dabey Statt gefunden, aber die Herzen waren gerührt; in der Landessprache wurde der ganze Gottesdienst gefeyert, damit Alle in wahrer Andacht Theil daran nehmen könnten. Wie ganz anders war dies nun geworden! Die vielen Vermächtnisse, welche den Kirchen zugeflossen waren, hatten dieselben reich gemacht; statt der einfachen Versammlungshäuser wurden prächtige Tempel erbaut, mit Gold und Silber, Teppichen und mancherley Kostbarkeiten ausgeschmückt; es bildete sich allmählig der Glaube, Gott werde desto höher geehrt, und er habe ein desto größeres Wohlgefallen, je kostbarer, je prachtvoller der Ort, wo er angebetet werden sollte, eingerichtet sey. Aber der erste Schritt auf einem falschen Wege zieht hundert andere nach sich: so wie man einmal die unrichtige Vorstellung gefaßt hatte, daß der Allerhabene, gleich dem schwachen Menschen, an irdischem Glanz ein Wohlgefallen finde und durch äussere Ehrenbezeugungen gerührt werde, gieng man hierinn immer weiter, und bald war die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, die Jesus uns anbefohlen hatte, in einen blos äussern Dienst und in ein Gepränge verwandelt, wobey das Herz kalt blieb. Eine Menge von Altären wurden in den Kirchen errichtet, wenn immer möglich aus kostbarem Gestein, und behangen mit Teppichen, die mit Gold und Silber durchwirkt waren: neben dem Bilde des Gekreuzigten wurden noch die Bilder vieler Heiligen, (entweder von der Hand eines Bildhauers oder eines Malers verfertigt) aufgestellt; anfänglich hieß es, diese Bilder sollen bloß jene frommen Menschen

lebhaft ins Andenken zurückrufen, und zur Nachahmung ihres himmlischen Sinnes und ihres tugendhaften Lebens auffordern: aber bald fieng man an, vor diesen Bildern sich zu beugen und niederzuknieen, man rief zu den Heiligen, daß sie als Fürbitter bey Gott auftreten, und der Menschen sich annehmen sollten, und wenn die Wünsche der Flehenden erhört wurden, so verdankte man es dem Heiligen, an den man sich gewendet hatte; der Vater aller Wesen, der auf die Bedürfnisse Aller unablässig achtet, wurde dabey vergessen. Man war auf dem Wege, die wichtigste Lehre des Christenthums, daß Gott der liebende Vater der Menschen sey, ganz beyseits zu setzen, und ihn als einen strengen Herrscher zu betrachten, an den man sich nur durch freundlich gesinnte Mittelspersonen wenden dürfe. Nicht leicht wurde mehr ein Gebet an Gott, oder an seinen uns zur Erlösung gesandten Sohn gerichtet, sondern nur an die Heiligen. Unter diesen wurde keiner so hoch verehrt, wie Maria die Mutter Jesu. Wie natürlich war es, daß man dieser von Gott zu so großen Dingen auserwählten Frau, die den Erlöser der Welt als Kind so zärtlich pflegte, und bis zum letzten Hauch seines irdischen Lebens um ihn war, mit Rührung und Hochachtung gedachte! Aber nur zu bald giengen diese Gesinnungen in eine eigentliche Anbetung, wie sie nur dem Allerhöchsten gebührt, über. Es war bald keine Kirche mehr, wo sie nicht mit ihrem Kinde auf dem Arme auf den Altar gestellt, und in allen Angelegenheiten des Lebens um Schutz und Hülfe angerufen wurde; es war, als ob nur sie mild und freundlich gegen die Sterblichen gesinnt wäre, Gott und Jesus aber erst durch ihre Fürsprache erweicht werden müßten. Mehrere Festtage

wurden ihr zu Ehren jährlich gefeyert; man wanderte oft bis an hundert Stunden zu einem ihrer Bilder, das in besonderm Ansehen stuhnd; man erzählte von tausend Wundern, die sie auf Erden verrichtet habe.

Bey der Feyer des Gottesdienstes waren die Priester mit seidenen, von Gold und Silber durchwirkten, mit Perlen und Edelsteinen besetzten Kleidern angethan, und es wurden derselben viele aufbewahrt, um öfter damit abwechseln zu können; das ewige Licht mußte Tag und Nacht in der Kirche brennen; bey den Ceremonien wurden eine Menge von Wachslichtern angezündet, kostbare Rauchwerke verbrannt, um den Tempel mit Wohlgerüchen zu erfüllen, nach der Weise, wie die Heiden ihren Göttern geopfert hatten.

An den Thüren der Kirchen wurden Gefäße angebracht und mit Wasser gefüllt, das man durch gewisse Segenssprüche geheiliget glaubte; wer hineingieng, tauchte den Finger in dies Wasser, und zeichnete damit ein Kreuz auf Brust und Stirne, wodurch man sich gegen den schädlichen Einfluß böser Geister sichern wollte; man tauchte auch einen Büschel in dasselbe, und besprengte damit alle Anwesenden.

An gewissen Festen zog man in der Kirche, oder um dieselbe mit großem Gepränge herum, Kreuze, Fahnen und die Bilder der Heiligen wurden vorangetragen, ein Theil der Nachfolgenden hielt brennende Wachskerzen in den Händen; solche Umzüge hiessen Prozessionen.

Durch diese und noch viele andere Ceremonien, die wir, ohne zu weitläufig zu werden, hier nicht beschreiben können, war dann die Gottesverehrung, den Lehren und Geboten Christi ganz zuwider, in

ein äusseres Gepränge verwaltet worden. Es ist aber eine oft bestätigte Wahrheit: je mehr der Mensch nach Aussen gezogen und beschäftigt wird, desto weniger werden seine Gedanken sich sammeln, desto weniger wird er mit dem Unsichtbaren sich beschäftigen; auch widerstrebt es dem Endzwecke des Christenthums, welches in dem Menschen die Ueberzeugung hervorbringen sollte, daß nur durch einen reinen Sinn, durch kindliche Liebe und Gehorsam und durch inniges Vertrauen Gott geehrt werden könne, ganz, wenn bald alle Veranstaltungen dahin gehen den Glauben zu wecken, als ob durch einen äussern Dienst das Wohlgefallen des Allerheiligsten erlangt werden könne. Vergebens hatte mancher weise Bischof sich der Einführung so vieler Ceremonien widersetzt: der Pabst verlangte, daß alle Kirchengebräuche, so wie sie zu Rom beobachtet wurden, auch in der übrigen Christenheit angenommen würden und ruhete nicht, bis sein Wille erfüllet war. Was aber besonders verderblich wirkte, das war in der spätern Zeit die Einführung der lateinischen Sprache in den kirchlichen Verrichtungen der Geistlichen. In der Landessprache waren sonst dem Volke die Gebete vorgesprochen, die zehn Gebote und der Glaube erklärt, und die Ermahnungen gegeben worden; damit aber nur e i n e Sprache in allen christlichen Kirchen gehört werde, so drang der Pabst darauf, daß dies alles in Zukunft lateinisch geschehen solle, und auch das setzte er durch. So ertönten denn fortan in den Kirchen nur noch lateinische Gesänge zur Ehre Gottes, in lateinischer Sprache wurden dem Volke die Gebete und etwa ein kurzer Abschnitt aus dem Testamente vorgelesen. Ja sogar die Taufe und das Abendmahl, diese zwey sinnvollen

Hand-

Handlungen des Christenthums, wurden in lateinischer Sprache gefeyert, so daß das Volk ihre Bedeutung nicht begriff, und kalt und ungerührt dabey blieb. Freylich waren sie ohnehin schon so entstellt worden, daß sie mit den von Jesu Eingeführten wenig Aehnlichkeit mehr hatten.

Statt daß die Taufe durch die einfache Abwaschung mit Wasser ein Sinnbild seyn kann der Reinigkeit, nach welcher der Christ in seinem ganzen Sinn und Leben streben sollte, wurde dieselbe mit einer Menge von Gebräuchen überladen: erst wurde durch verschiedene Sprüche der Teufel, von dem man das Kind besessen glaubte, ausgetrieben; dann wurde es mit Speichel und Oel bestrichen, es wurde ihm Salz in den Mund gelegt, eine brennende Wachskerze über dasselbe gehalten; so daß Niemand mehr jene Taufe erkannt hätte, mit welcher die Apostel die Gläubigen in die Gesellschaft der Christen aufgenommen hatten. Eben so sehr war die Feyer des Abendmahls verändert worden. Als Jesus mit seinen Jüngern zum letzten Male in freundlichem Kreise saß, und mit dem von seinem Vater ihm verliehenen Blick in die Zukunft die Ereignisse der kommenden Nacht und das Ende seiner irdischen Laufbahn voraussah, brach er das Brod, theilte es unter sie alle, und reichte ihnen den mit Wein angefüllten Becher, mit den Worten: nehmet hin, dieß ist mein Leib, der für Viele geopfert wird! dieß ist mein Blut, das für euch vergossen wird, gedenket meiner! Sie sollten jedes Mal wenn sie bey gemeinschaftlichem Mahle sich erquickten, dieser letzten Stunden gedenken; sollten sich erinnern seiner Liebe, der Wohlthaten, die er ihnen verschafft, und seiner Aufopferung in den Tod; sollten ergriffen

von diesen Erinnerungen, an seiner Lehre und seinen Verheißungen fest halten. So war auch drey Jahrhunderte hindurch die Sache in der Christenheit beobachtet worden: die Gläubigen, welche zur Kirche kamen, brachten allerley Geschenke an Lebensmitteln mit sich, ein Diakon nahm dieselben ab, und legte sie auf den Altar, daraus wurde dem Volke das Abendmahl gereicht, welches mit sichtbarer Rührung dasselbe empfieng. Was übrig blieb, war zum Unterhalte der Geistlichen bestimmt, so wie zur Befriedigung derjenigen, welche bey dem Bau und der Ausbesserung der Kirche mithalfen. Wie aber war nun dieses Erinnerungsmahl entstellt worden! Weil Jesus bey Austheilung des Brodes und des Weines gesagt hatte: dieß ist mein Leib und dieß ist mein Blut, das heißt, das Brod erinnere euch fortan an meinen für euch geopferten Leib, der Wein an mein für euch vergossenes Blut; so war nun in den Jahrhunderten der Unwissenheit dieß also ausgelegt worden: Das Brod und der Wein, welche man beym Abendmahl gebrauchte, würden wirklich in das Fleisch und Blut Christi verwandelt, und dieß geschehe in eben dem Augenblick, wo der Priester die Worte spreche: dieß ist mein Leib. Was von dem Brod übrig blieb, wurde als Christi Leib mit großer Verehrung aufbewahrt, indem man in goldenen Gefäßen es auf dem Altar verwahrte und zu den Sterbenden hintrug, um sie damit zu laben; man warf sich vor diesem Leib Christi nieder, und betete ihn an. Hieraus entstuhnd nun allmählig der Glaube, Jesus werde bey jeder Feyer des Abendmahls aufs Neue hingeopfert, gleichwie er einmal am Schlusse seines Erdenlebens, zum Beweis seines Gehorsams gegen Gott und seiner Liebe gegen die

Menschen, sich hinbegeben hatte. So wurde nun dieß ganz verwandelte Abendmahl die Hauptsache des Gottesdienstes, und da am Ende desselben von dem Priester die Worte ausgesprochen wurden: ite missa est (gehet, die Versammlung ist entlassen), so nannte man diese ganze Handlung die Messe, oder das Meßopfer. Von der ursprünglichen Weise das Abendmahl zu geniessen blieb gar nichts übrig, der Priester verfügte sich, mit prächtigen Kleidern angethan, zum Altare, las ein Stück aus dem Evangelium in lateinischer Sprache, segnete unter mancherley Verbeugungen und Gebärden eine Oblate, Hostie genannt, ein, hob sie empor mit den Worten: dieß ist mein Leib, zerbrach sie dann und aß ein Stück davon; eben so trank er aus einem Becher etwas Wein; und so war das Meßopfer vollbracht, bey dem das Volk meistentheils Zuschauer blieb, ohne nähern Theil daran zu nehmen, denn während der ganzen Handlung des Priesters sprach jeder leise für sich, indem er das Pater Noster herumdrehte, eine Anzahl Gebete; mit einer Glocke wurde ihnen das Zeichen gegeben niederzuknien, sich zu bekreuzen und wieder aufzustehen. Freylich dreymal des Jahres sollte auch dem Volke das Abendmahl ausgetheilt werden; allein sogar hier wurde die alte Sitte der Christen ganz aus den Augen gesetzt. Um dem Priester einen Vorzug vor den Uebrigen zu geben, ward unter allerley Vorwänden behauptet, daß nur ihm gezieme von dem Blute des Erlösers zu kosten; von nun an erhielt das Volk nur noch ein Stück von der Hostie, nicht mehr den geweiheten Wein, welchen einzig der opfernde Priester genoß. Wo blieb nun in dieser ganzen Handlung noch eine Spur von jenem traulichen und rührenden

Erinnerungsmahle, das Jesus angeordnet hatte, um das Andenken seiner Liebe den Seinigen zu erfrischen, sie fest untereinander zu verbinden und zu unverbrüchlicher Beobachtung seiner Vorschriften sie anzufeuern? Durch dieses Meßopfer glaubte man von Gott Verzeihung der Sünden und baldige Erlösung aus dem Fegfeuer zu erlangen, das heißt, aus jenem Aufenthalte, wohin alsobald nach dem Tode die Seelen der Abgestorbenen kämen, um dort im Feuer so lange zu büßen und gereinigt zu werden, bis sie zur Aufnahme in den Himmel tüchtig wären. Obschon in der Bibel von einem solchen Fegfeuer nichts steht, sondern dasselbe erst in spätern Jahrhunderten ausgedacht worden war; so schreckte es nichts desto weniger. Wer es irgend vermochte, gab der Kirche eine Summe Geldes, damit für ihn und für seine Verwandten solche Seelmessen gelesen würden. Es gab daher Kirchen, auf deren Altären an einem einzigen Morgen bis auf zwanzig Messen gehalten wurden, und es war dieß eine Quelle reicher Einkünfte.

Eine andere Neuerung unter den Christen, welche ihr großer Lehrer nicht geboten hatte, und die aus dem Judenthume unter sie gebracht worden, war das Fasten. Es wurde geboten, daß man am Freytag und Samstag, an welchen Tagen Christus gekreuzigt worden und im Grabe gelegen sey, sich des Fleischessens enthalten solle; eben so wurde unmittelbar vor Ostern ein vierzigtägiges Fasten vorgeschrieben.

Endlich wurde auch die scharfe Unterordnung der verschiedenen Personen im christlichen Lehrstande, nach welcher der Priester dem Bischof, dieser dem Erzbischof, dieser aber dem Pabste gehorsam seyn mußte, so daß der Letzte alle Faden, an welchen die

sämmtliche Kirche geleitet wurde, gleichsam in seiner Hand vereinigte, eine Einrichtung, die in frühern Zeiten zur Ausbreitung des Christenthums, zum Schutze seiner Lehrer mitten unter rohen Völkern, und zu einer wirksamen Aufsicht so kräftig beygetragen hatte, selbst diese Unterordnung, sagen wir, wurde die Quelle vielfältigen Schadens. Die Macht, welche dadurch in die Hände der Päbste gelegt wurde, verleitete sie allmählig zu Stolz und zur Herrschsucht, und gar mancher unter ihnen gebrauchte die Mittel, durch die er so wohlthätig zum Heile der Menschen, zur Vermehrung ihrer Erkenntniß, und zur Beförderung der Frömmigkeit hätte wirken können, bloß zur Beförderung seiner Ehre und seines Nutzens. Der Pabst entzog den Bischöfen immer mehr von ihrem Ansehen, um das seinige dadurch zu vergrößern; er eignete sich die Besetzung der wichtigsten oder einträglichsten Aemter zu, die dann selten nach der Würdigkeit, sondern meistens ums Geld hingegeben wurden; er wollte als Christi Nachfolger geachtet werden, und einzig entscheiden, wie die Lehren und Gebote Jesu zu verstehen seyen, ja auch über solche Meynungen und Angelegenheiten, von welchen in den Schriften der Apostel kein Wort steht, maßte er sich an, einen unfehlbaren Ausspruch geben zu können. Wer seinem Entscheid sich nicht unterwerfen wollte, über den sprach er den Bannfluch aus, ganze Völker wurden sogar mit demselben belegt. In einem also gebannten Lande durfte kein öffentlicher Gottesdienst mehr gehalten, die Kinder nicht getauft, keine Ehe eingesegnet, die Todten nicht in geweihte Erde begraben werden. In banger Angst, trostlos, sahen die Einwohner desselben ihrem Schicksal in der künftigen Welt entgegen, wo sie, als aus-

geschlossen von der Gemeinschaft der Christen, keinen Theil an den Wohlthaten Jesu haben sollten. Der Pabst hielt sich für bevollmächtigt, jeden von einem gethanen Versprechen, ja sogar von einem Eide loszumachen. Er setzte sich über alle Könige der Erde, erklärte sie, wenn sie ihm mißfielen, der Regierung für unwürdig, und entband ihre Unterthanen des Gehorsams. Jede Sünde, wie schwer sie auch sey, behauptete der Pabst, an Gottes Stelle, vergeben zu können, denn auf ihn zielen in diesem Sinne jene Worte, welche Jesus einst zu seinen Jüngern gesprochen: „was ihr auf Erden binden werdet, soll „auch im Himmel gebunden seyn, und was ihr auf „Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los seyn.“ Um diese seine Behauptung desto begreiflicher zu machen, lehrten die Anhänger des Pabstes: die Heiligen unter den Christen hätten während ihres irdischen Lebens weit mehr gute Thaten vollbracht, als zur Erwerbung der Seligkeit von ihnen gefordert würden; aus diesen überzähligen guten Werken könne der Mangel derjenigen, welche im Guten träge gewesen oder gar offenbar gesündigt hätten, ersetzt werden; der Pabst sey gleichsam der Schatzmeister dieser guten Werke, und theile aus dem Vorrathe derselben denen mit, die ihn darum ansprächen. Man reiste daher aus weiter Ferne nach Rom, um von dem heiligen Vater, so wurde der Pabst genannt, Ablaß zu erhalten für die begangenen Sünden. Im Anfang gab er denselben den reuigen Sündern, indem er ihnen dafür verschiedene Büßungen auflegte, sie mußten eine gewisse Zeit lang fasten, oder eine Zahl Bußpsalmen und Gebete sprechen, oder den Armen, oder einer frommen Anstalt eine Summe Geldes geben; bald aber fing man an, die Büßungen

mit Geld abzukaufen, indem man behauptete, der Pabst wisse dasselbe am Beßten zum Heil der Christenheit anzuwenden, sey es zu einem Kirchenbau, oder zur Ausbreitung der christlichen Lehre unter den Ungläubigen, oder zu Unterstützung der Armen; und nun ward es üblich, daß man für Geld Ablaß von allen Sünden erhielt. Eben so ertheilte der Pabst gegen Bezahlung Erlaubniß zu Dingen, die sonst durch die kirchlichen Gesetze verboten waren; um Geld erhielt man die Erlaubniß zu allen Zeiten des Jahres Fleisch zu essen, nahe Verwandte zu heirathen, aus einem Mönchsorden zu treten u. dergl. Wie große Aergerniß es verursachen mußte, begreift man leicht, wenn das, was sonst verboten ist, um Geld erlangt werden konnte; was recht ist, bleibt recht, und was schlecht ist, bleibt schlecht, weder Gold noch Silber können es anders machen. So würden ja die Kirchengesetze nur gegen die Armen gerichtet seyn, die sich nicht davon loskaufen können, die Reichen hingegen dürften ungehindert ihren Wünschen nachleben. Wie sehr mußte es die Achtung gegen den Pabst und alle Vorsteher der Kirche schwächen, wenn sie Geld nahmen, um etwas zu erlauben, das sonst verboten war!

Zu dieser Entartung der christlichen Kirchenverfassung kam dann noch der ganz veränderte Zustand ihrer Lehrer, der Priester. In frühern Zeiten waren die Pfarrer und die Bischöfe verheirathet gewesen; ihre Frauen hatten oft als Muster der Sanftmuth und Geduld, der Frömmigkeit und des Gottvertrauens, der häuslichen Ordnung und Eingezogenheit, der Menschenliebe und Wohlthätigkeit, ihren Gemeinden vorgeleuchtet; ihre Kinder wurden von den Eltern frühe zur Gottesfurcht und zum Fleiß

auferzogen; der Pfarrer stand durch seine Familie in mancher freundlichen Verbindung mit seiner Gemeinde, was ihr Gutes oder Böses begegnete, fühlte er zugleich mit, denn er stand als Hausvater mitten unter ihr, des Vaterlandes Wohl und Weh, die Liebe und das Vertrauen seiner Obrigkeit waren ihm wichtig, denn er war ja auch ein Bürger des Landes und an dem Glück desselben hatten auch seine Kinder Theil. Dieses freundliche Band ward aber durch die Herrschsucht eines Pabstes zerrissen. Gregor VII, welcher trachtete, alle Könige und alle Fürsten der Christenheit sich unterthan zu machen, fand, daß die Geistlichen zu sehr an ihrem Vaterland und an ihrer Landesobrigkeit hiengen, so lange sie Hausväter wären. Daher befahl er 1075, daß in Zukunft kein Geistlicher mehr sich verheirathe, und daß die bereits Verheiratheten ihre Frauen von sich stossen sollen. Diese Verordnung erregte bey den Geistlichen großen Widerwillen, so sehr, daß, als der Erzbischof von Mainz dieselbe den Priestern seines Sprengels in einer Versammlung bekannt machte, viele riefen, man müsse denjenigen, der dieß auszusprechen wage, auf der Stelle tödten. Gregor beharrte auf seinem Gesetze, seine Nachfolger bestätigten es, und so kam es dahin, daß hundert Jahre später kein verheiratheter Geistlicher mehr gefunden wurde. Jetzt waren sie losgerissen von allen bürgerlichen Verhältnissen, die sie als Gatten und Väter früher an ihr Vaterland knüpften, und einzig dem Pabst ergeben, der sie schützen und befördern konnte.

Um Gelehrsamkeit bekümmerten sich die meisten unter ihnen nicht, man forderte es auch nicht von ihnen, sondern war zufrieden, wenn sie das Gebet des Herrn und die zwölf Glaubensartikel in latei-

nischer und deutscher Sprache auswendig wußten, die Lehre von der Taufe, der Firmung*), und dem heil. Abendmahle verstuhnden, die Ceremonien der Kirche kannten und die üblichen Gesänge singen konnten. Die Bibel, welche doch die Quelle einer lautern Religionserkenntniß ist, war ihnen fremd; nur äußerst selten besaß sie einer, worüber man sich freylich weniger wundern wird, wenn man bedenkt, daß dieselbe vor Erfindung der Buchdruckerey, als die Bücher alle noch abgeschrieben wurden, so hoch im Preise stuhnd, daß nur eine Klosterbibliothek, und hier und da ein Reicher sie anzuschaffen vermochte. Auch die übrigen Wissenschaften blieben ihnen im Allgemeinen unbekannt, so daß es sogar vornehme Geistliche gab, welche nicht einmal schreiben konnten.

Der Unterricht, welchen das Volk erhielt, bestand darinn, daß ihm jeden Sonntag in der Kirche das Gebet des Herrn, das apostolische Glaubensbekenntniß und die heil. zehn Gebote von der Kanzel verständlich in der Muttersprache vorgelesen wurden; es hing auch eine Abschrift davon in den Kirchen, und Niemand wurde zur Messe hinzugelassen, der dieselben nicht auswendig wußte. Freylich sollten nach den kirchlichen Verordnungen die Pfarrer auch jeden Sonntag eine Predigt halten, und schon Kaiser Karl der Große hatte, um ihnen dieses zu erleichtern, eine Sammlung von Predigten ausarbeiten lassen, so daß sie diese nur auswendig lernen durften; doch auch dazu waren viele nicht im Stande, es blieb an den meisten Sonntagen nur bey der Feyer der Messe und bloß an Festen und Bußtagen ward gepredigt.

---

*) Die Unterweisung der Kinder zum heil. Abendmahle, die aber bey den Katholischen schon im 8ten bis 10ten Altersjahr Statt findet.

Schulen für die Jugend des Volkes gab es keine, einzig zur Erziehung von Geistlichen waren in den Klöstern und bey den Hauptkirchen des Landes einige Anstalten, wo sie in dem Wenigen, was man von ihnen verlangte, nothdürftig unterrichtet wurden.

Wer könnte sich da wundern, wenn Unwissenheit, Aberglaube, Rohheit in einem hohen Grade unter dem Volke herrschten, so daß jene hellere Erkenntniß, jene Besserung des Herzens und Lebens, jenes ruhige Vertrauen auf einen allwaltenden Vater, jener freudige Blick auf die Fortdauer jenseits des Grabes, welche das Christenthum unter den Menschen hervorbringen sollte, keineswegs bemerkt wurden, sondern die schöne Anstalt, wodurch Jesus die Menschheit aus ihrem tiefen Verderben hatte retten und zum wahren Glücke führen wollen, täglich mehr verfiel.

Völlerey war ein allgemeines Laster, Ausschweifungen jeder Art hatten durch alle Stände sich verbreitet, in zahlreichen Banden streiften Diebe und Mordbrenner umher, selbst die Besitzer der ritterlichen Burgen schämten sich nicht, mit ihren Knechten die Vorbeyreisenden zu überfallen und zu plündern; Menschenraub, Mordthaten und grausame Verstümmelung waren nur zu häufig, man schien nicht mehr unter Christen zu seyn; eben so dünkt es uns, wir hören von Heiden erzählen, wenn wir lesen, wie Tausende in der Neujahrsnacht mit einem Schwerd umgürtet sich auf das Dach ihres Hauses setzten, um da vorauszusehen, was in dem künftigen Jahre ihnen begegnen werde; wie sie bey einer Mondsfinsterniß ein gräßliches Geschrey erhoben, um das Unthier, welches den Mond bedrohe, zu verscheuchen; wie sie auf den Neumond warteten, um

ein Haus zu bauen, oder Hochzeit zu halten; wenn sie zu gewissen Brunnen, Steinen und Bäumen gingen um bey denselben in ihrem Gebet sicherer erhört zu werden, indem sie zugleich Brod und Lichter als ein Opfer dahin trugen; wie sie durch gewisse Sprüche und Worte Ungewitter am Himmel hervorzubringen und die Gemüther der Menschen nach ihrem Sinn umändern zu können glaubten; wie man sich einbildete, es gebe Weiber, die des Nachts mit der Göttin Diana und einer Menge Teufel, die man Strigholden nannte, auf gewissen Thieren herumritten. So lächerlich solcher Aberglaube uns vorkömmt, so war er doch in jener finstern Zeit so allgemein, daß die Priester diejenigen, welche zum Abendmahl kamen, vorher umständlich darüber anfragten, ob sie sich irgend einer dieser Handlungen schuldig gemacht hätten, und ihnen, wenn dieß der Fall war, eine Buße auflegten.

In diesem traurigen Verfalle der Christenheit hatten denn oft gottesfürchtige Männer nach einer Verbesserung geseufzt, mancher, dem die Ehre Gottes und das Glück der Menschen am Herzen lag, hatte aufmerksam gemacht auf die vielen Gebrechen, welche in die christliche Kirche sich eingeschlichen hatten, und auf Abstellung derselben gedrungen. Es bedurfte hierzu großer Freymüthigkeit und eines entschlossenen Eifers für die anerkannte Wahrheit, weil man durch solche Aeusserungen sich heftige Feinde machte, und sowohl das abergläubische, unwissende Volk, das an dem Herkömmlichen festhält, als diejenigen, welche in den Mißbräuchen ihren Gewinn fanden, gegen sich aufbrachte. Dennoch hatten die Klagen nach und nach solchen Eindruck gemacht, daß Kaiser Sigmund im Jahr 1414 eine allgemeine

Kirchenversammlung zusammenberief, um sich über die so nothwendigen Verbesserungen zu berathen. Es versammelten sich zu Constanz der Kaiser und der Pabst, die Abgesandten fast aller europäischen Könige und Fürsten, und eine große Zahl Geistlicher jeden Standes. Vier Jahre lang besprach man sich über die ungeheuern Mißbräuche, über die beklagenswürdige Verderbniß des Christenthums, über die einzuführenden Verbesserungen; aber nichts kam zu Stande: wenn schon viele es redlich meinten, so waren auf der andern Seite nicht Wenige, die die Abstellung der Mißbräuche fürchteten, und durch allerley Kunstgriffe Zögerungen hineinwarfen. Es gelang ihnen; nach vier Jahren (1417) ging die Versammlung wieder auseinander, ohne daß über die Verbesserung etwas Wichtiges beschlossen worden wäre; man verschob die Sache auf eine andere Versammlung, welche der Pabst nächstens zusammenberufen sollte.

Ein unrühmliches Andenken hat die Kirchenversammlung zu Constanz hinterlassen durch ihr ungerechtes Verfahren gegen Johann Huß und Hieronymus von Prag, beyde aus Böhmen. Huß, Professor zu Prag, hatte die Schriften des Engländers Wiklef, welcher um das Ende des vierzehnten Jahrhunderts gegen die Anmassungen des Pabstes schrieb, und das Evangelium als einzige Quelle der christlichen Lehre anerkannte, in seine Landessprache übersetzt und in Böhmen verbreitet. Er vertheidigte diesen seinen Vorgänger, predigte zu Prag gegen den Ablaß, welchen der Pabst ertheile, und nannte denselben, weil er durch solche Einrichtungen die Leute leichtsinnig und pflichtvergessen mache, einen Antichrist. Huß wurde vom Pabste mit dem Bann-

fluche belegt, fuhr aber nichts desto weniger fort in Predigten und Schriften die Gebrechen der Kirchenverfassung aufzudecken. Der Kaiser forderte ihn auf, zu Constanz zu erscheinen und seine Behauptungen vor den versammelten Vätern auseinander zu setzen; er gab ihm auch einen Geleitsbrief, der ihm auf jeden Fall freye Rückkehr nach Prag zusicherte. Kaum aber war der Böhme zu Constanz angelangt, als er ins Gefängniß geworfen wurde. Vergebens berief er sich auf des Kaisers Versprechen, man antwortete ihm, er solle nur kurzweg alle seine Irrthümer widerrufen, und von dem Geleitsbriefe nichts hoffen, denn einem Ketzer brauche man nicht Wort zu halten. Da Huß fest bey seiner Lehre blieb, so wurde er zum Feuertode verurtheilt, den er mit großer Standhaftigkeit litt. Die Böhmen, die ihn sehr hoch schätzten, rächten seinen Tod durch einen blutigen Krieg, in welchem sie die angrenzenden Länder schrecklich verheerten. Auch Hußens Freund, Hieronymus von Prag, wurde ein Jahr später auf Befehl der nämlichen Versammlung öffentlich verbrannt.

Wie schon zu Constanz beschlossen worden, ward im Jahr 1431 eine neue Kirchenversammlung zu Basel gehalten; ein großer Theil derjenigen, welche sie besuchten, war von dem wärmsten Eifer für die gute Sache der Verbesserung belebt. Dennoch wußte der Pabst ihrem Bestreben überall Hindernisse in den Weg zu legen, und selbst die gefaßten Beschlüsse, die ihm zuwider waren, zu vereiteln. Nachdem man sechszehn Jahre zu Basel beyeinander gesessen war und Vieles berathschlagt hatte, trennte man sich ohne daß eine bedeutende Verbesserung für die ganze Kirche hätte bewirkt werden können.

Von nun an sahen die Verständigen ein, daß allgemeine Kirchenversammlungen nie eine Verbesserung der Kirche zu Stande bringen würden, sondern daß jedes Land so gut möglich für sich selbst sorgen müße.

Wenn schon auf den beyden großen Versammlungen zu Constanz und Basel die gehoffte Kirchenverbesserung nicht erlangt worden war; so wurde doch dadurch das Bedürfniß derselben immer bekannter und der Wunsch darnach immer lauter, sie wurde von nun an der Gegenstand der Gespräche und Schriften vieler Aufgeklärten und Gelehrten. Und als nun die bald darauf entdeckte Buchdruckerkunst die heil. Schrift und andere Bücher vervielfältigte und in die Hände Aller brachte, die gerne lasen und forschten; als das, was scharfsinnige Männer dachten und niederschrieben, mit einer bisher unerhörten Schnelligkeit sich durch alle Länder verbreitete; als nach der Eroberung von Constantinopel die vor den alles überwältigenden Türken fliehenden Griechen ihre Gelehrsamkeit zuerst nach Italien und von da in die angrenzenden Länder brachten; als dadurch die Liebe zu den Wissenschaften angeregt, der Geist der Untersuchung geweckt, das Gefühl für das Rechte und Edle gestärkt worden war: da ließ es sich voraussehen, daß die Herrschaft der Finsterniß und des Aberglaubens weichen, daß die Wahrheit durchdringen und die Wiederherstellung des Christenthums müsse erkämpft werden. Langsam zwar entwickelte sich die heilsame Verbesserung, schon hatte die Vorsehung die Keime dazu gepflegt, schon die Werkzeuge auserlesen, als das Uebel noch immer zu wachsen schien, damit der Wunsch nach dem Bessern desto Mehrere ergreifen möge.

Um dieß zu zeigen, wollen wir nun noch einige

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ereignisse, die in dem letzten Jahrhundert vor der Reformation sich zu Bern zutrugen, erzählen; sie werden uns die Unwissenheit, den Aberglauben, den Eigennutz und die Verdorbenheit auf der höchsten Stufe erblicken lassen, und unsere Freude erhöhen, in einer bessern Zeit zu leben.

Als im Jahr 1479 eine ungeheure Menge von Engerlingen *) die Gegenden um Bern also verwüstete, daß man besorgte, gar keine Feldfrüchte erndten zu können, schickte der Rath eine Gesandtschaft an den Bischof zu Lausanne, um ihn zu bitten, daß er das schädliche Gewürm aus ihrem Gebiete verbannen möchte. Der Bischof entsprach dem Ansuchen, und ertheilte dem Priester am Münster zu Bern Vollmacht, diese Verbannung vorzunehmen, doch solle er dabey nach der üblichen Rechtsform verfahren. Nach abgehaltenem Gebet und feyerlichem Umgang wurde ein Sachwalter für das Volk bestellt, welcher bey der Gerichtsbehörde die Anzeige machte, und auf Vorladung der schädlichen Thiere antrug; die Vorladung wurde ihnen bekannt gemacht an den Ufern des Wassers, in den Feldern oder Weinbergen, je nachdem sie an diesem oder jenem Orte sich aufhielten; an dem bestimmten Tage wurden einige derselben im Namen aller vor Gericht gebracht, ein Vertheidiger ward ihnen bestellt, Klage und Antwort erfolgten, wie bey andern Prozessen; erst dann ward das Verdammungsurtheil gesprochen. Half das Mittel nicht, so schrieb man es den Sünden des Volks zu. Dieser Glaube war so allgemein, daß er selbst von den Lehrern der Hochschule zu Heidelberg bestätigt wurde.

---

*) Die Würmer, aus denen die Maykäfer entstehen. Siehe die beygefügte Abbildung.

Solcher Uebung gemäß begab sich der Pfarrer Schmid, begleitet von einer großen Menge Volks, in feyerlichem Zug auf den Kirchhof neben dem Münster, und sprach da folgende Warnung und Vorladung gegen die schädlichen Thiere aus: „Du unvernünf„tige, unvollkommene Creatur, du Inger, deines„gleichen ist nicht gewesen in der Arch Noå; im Na„men meines gnädigen Herrn und Bischofs von Lau„sanne und beym Gehorsam gegen die heil. Kirche „gebiete ich euch, allen und jeden, in den nächsten „sechs Tagen zu weichen von allen Orten, an denen „wachset und entspringt Nahrung für Menschen und „Vieh.“ Im Falle des Ungehorsams forderte er sie auf, am sechsten Tage Mittags um ein Uhr zu Wiflisburg vor dem Bischof von Lausanne zu erscheinen. Da man einige Zweifel hatte, ob auch die Rechtsform gehörig beobachtet worden wäre, so gab man den Beklagten noch einigen Aufschub, und es ward ihnen ein zweyter Tag angesetzt. Dann ging die Erscheinung vor sich, den Ingern wurde zum Anwald bestellt ein gewisser Johann Perrodet. Nach angehörter Klage und Vertheidigung erfolgte das Verbannungsurtheil: „Wir Benedikt von Mont„ferrand, Bischof von Lausanne, bannen und ver„fluchen die schändlichen Würm, die Inger, daß „von ihnen ganz nichts übrig bleibe, als was zu „menschlichem Gebrauch nützt.“ Die Regierung befahl hierauf, daß man ihr den Erfolg dieser Verbannung einberichten solle; die Chronikschreiber aber sagen, man habe nichts davon bemerkt.

Zu Oberbüren, einem Bauernhofe unweit dem Städtchen Büren, wurde um diese Zeit ein Marienbild berühmt, weil es die Kraft habe, todtgeborne Kinder für so lange lebendig zu machen, bis sie

getauft

getauft wären. In großer Zahl wallfahrtete das Volk dahin, doch viele Verständige und der Bischof selbst wollten es nicht glauben.

Im Jahr 1465 gerieth die Stadt Bern in die äußerste Bestürzung, weil die Monstranz, das Gefäß, worin die geweihten Hostien aufbewahrt werden, vom Altar in der St. Vinzenzen-Kirche gestohlen worden war. Aengstlich klagend rief Alles, die Stadt habe ihren Herr-Gott verloren, und man hielt es für eine Andeutung großen Unglücks, das über dieselbe kommen würde. Man ließ, um wo möglich Gott zu versöhnen, eine andere Monstranz aus reinem Golde, zehn Pfund schwer, und mit kostbaren Edelsteinen besetzt, verfertigen. Um aber diesen Schatz zu hüten, ward jenes hölzerne Christophsbild geschnitzt, welches jetzt über dem obern Thore steht, man stellte es oben in die Kirche, wo heutzutage die Orgel ist, von wo es die Augen auf den am entgegengesetzten Ende der Kirche befindlichen St. Vinzenzen-Altar richtete.

Der Gottesdienst im Münster zu Bern war seit dem Jahre 1232 durch die Ritter des deutschen Ordens besorgt worden, und lange war man mit ihnen zufrieden gewesen, weil sie der Kirche besonders gute Leutpriester gaben; Leutpriester nannte man nämlich denjenigen, welcher predigte, die Kranken besuchte und mit den Leuten in Verkehr kam, während die Uebrigen in dem Ordenshause nur unter sich blieben. Allein nach und nach kamen in das Ordenshaus zu Bern lauter ausländische Herren, die, weil die Kirche reich war, da ein schönes Einkommen suchten, um den Gottesdienst sich aber wenig bekümmerten, so daß sie denselben durch Kaplane versehen ließen, die sie ohne auf ihre Würdigkeit zu

achten, um geringes Geld dazu miethheten. So unwissend waren die Ritter, daß sie weder die Kirchengesänge, noch die Messe für die Verstorbenen lateinisch halten konnten, und daß in der Fastenzeit vor Ostern, wo die Uebung ohne anders forderte, daß gepredigt werde, keiner hierzu tüchtig gewesen wäre, sondern daß die Stadt mit großen Kosten fremde Prediger berufen mußte. Zudem lebten die Ritter so verschwenderisch, daß das Gut der Kirche durch sie stark gemindert wurde; sie waren so streitsüchtig, daß sie mehr als einmal die Berner in Verdrießlichkeiten verwickelten, und daß sie sogar mit dem Banne belegt worden waren, woraus die Stadt mit bedeutendem Aufwand sie lösen mußte. Es wurde daher eine Gesandtschaft nach Rom geschickt, um von dem heiligen Vater zu begehren, daß er den deutschen Rittern die Kirche zu Bern absprechen, und die Besorgung derselben einem Chorherrenstift übergeben möchte (1485). Der Wunsch ward gewährt, ein Probst und 24 Chorherren wurden gewählt, der Bischof von Lausanne weihete dieselben ein, mit Gewalt mußten die deutschen Ritter aus der Kirche, die sie nicht abtreten wollten, vertrieben werden. Ihre große Unwissenheit, ihr ärgerliches Leben hatte dem Wunsche nach Verbesserung in den kirchlichen Einrichtungen großes Gewicht gegeben.

Weit größer aber war der Aerger, weit heftiger die Bewegung und der Unwille, welcher durch die sogenannte Jetzer-Geschichte zu Bern erregt wurde, durch welche die Mönche um einen großen Theil des noch übrigen Ansehens gebracht, der Glaube an so manche ihrer Lehren und Behauptungen vernichtet, und die Achtung gegen die Heiligen und gegen den Ceremoniendienst selbst bey dem gemeinen Volke gewaltig erschüttert wurde.

Die beyden Mönchsorden der Franziskaner und der Dominikaner stritten seit langer Zeit um das größere Ansehen, jeder wollte um die Christenheit die größern Verdienste, die bessern Lehrer und eine größere Zahl von Heiligen gehabt haben, jeder dachte auf Mittel, wodurch er das Volk in seine Kirchen und die Geldopfer auf seine Altäre leiten könnte. Unter den Franziskanern hatte ein scharfsinniger Grübler, Duns Skotus, den Satz aufgestellt und nach seiner Weise bewiesen: Maria, die Mutter Jesu, sey schon bey ihrer Geburt mit einer höhern Natur begabt gewesen, als die übrigen Menschen. Ihm zuwider behaupteten die Dominikaner, sie sey in ihrer Geburt allen andern Sterblichen gleich gewesen. Ueber hundert und dreyßig Jahre dauerte der Streit, freylich mit ungleichen Waffen, denn die Franziskaner begünstigte Pabst Sixtus IV, selbst ein Mitglied ihres Ordens, und versprach allen denjenigen Ablaß, welche ihrer Lehre anhangen würden. Auf das Volk machte dieß nicht geringen Eindruck, und mit neidischem Auge sahen die Dominikaner, wie dasselbe ihren Gegnern zuströmte. Destomehr dachten sie darauf, durch einen Hauptstreich das Blatt umzuwenden, und sich den Sieg zu verschaffen. In einer Versammlung, welche sie zu Wimpfen in Schwaben 1506 hielten, wurde nach vielen Klagen über das wachsende Ansehen der Franziskaner und über die Verarmung des eigenen Ordens beschlossen, durch wundervolle Erscheinungen die Gunst des Volkes demselben wieder zuzuwenden. Der Subprior des Dominikanerklosters zu Bern*), Franz Ueltschi, bot hierzu die Hülfe

*) Es stuhnd da, wo jetzt die Caserne neben der französischen

seines Klosters an. Das Volk dieser Stadt sey einfältig und tapfer, leicht werde es wunderbare Erscheinungen glauben, und für das Ansehen derselben sogar mit den Waffen kämpfen. Seine Rede gefiel. Als er nach Bern zurückgekehrt war, besprach er sich darüber mit dem Prior, Johann Vater, von Marbach, dem Professor Stephan Bolshorst, von Offenburg, und dem Schaffner, Heinrich Steinegger, von Lauperswyl; alle waren geneigt für die Hebung ihres Ordens das Aeusserste zu wagen; wie sie es anfangen sollten, das war ihnen noch nicht klar. Ein Zufall bot ihnen die Hand zur Ausführung.

Johann Jetzer, ein Schneider, von Zurzach, besuchte bisweilen einen Bekannten im Kloster, gewann Liebe zu dem Orden, und wünschte in denselben aufgenommen zu werden. Seine große Anhänglichkeit, denn er gab für die Aufnahme seine ganze Habe, und sein beschränkter Verstand führten die einverstandenen Väter auf den Gedanken, dieß sey der Mann, der zu ihrem Spiele passe. Erst fiengen sie an durch Gepolter vor seiner Thüre und mancherley Geräusch in nächtlicher Stille ihn zu schrecken, sie schlichen sich leise in seine Kammer, zogen ihm die Decke vom Bett und erregten so die Vorstellung von Gespenstern, die sich ihm nahen. Dann kam Ueltschi des Nachts, nachdem er erst Steine in dem Gange vor seiner Thüre herumgeworfen, von einigen schwarzgefärbten Hunden begleitet in sein Zimmer, tobte in demselben herum, hetzte seine Hunde, daß sie einen gräßlichen Lärm erhoben, seufzte, betastete Jetzern im Bette, und als dieser ängstlich rief: ich

---

Kirche; das Franziskaner-Kloster hingegen da, wo nun das Akademiegebäude ist.

kann dir nicht helfen, antwortete er: ja du und deine Brüder, ihr könnet mir helfen! über acht Tage komme ich wieder. Um die bestimmte Zeit kam Ueltschi, in Gestalt eines Geistes, wieder, mit ärgerm Lärm als zuvor: Jetzer, am ganzen Leibe zitternd, fieng an, ihn zu beschwören, so wie er gelehrt worden, und fragte den Tobenden, wie er ihm helfen könne. Der Geist machte eine Erzählung, wer er sey, welche Strafe er leide, und wie er davon erlöst werden könne; dann fügte er bey, er hoffe, die Brüder werden ihm diese Hülfe gewähren, nach acht Tagen wolle er wiederkehren, und ihm Nachricht bringen. Jetzer erzählte den Vätern, was vorgefallen war; es ward beschlossen, alles Verlangte getreu zu vollführen, worunter besonders auch, daß er sich dreymal bis aufs Blut geißeln sollte. Der Geist erschien in der verheißenen Nacht in prächtiger Kleidung, mit freudigem Antlitz, dankte Jetzern für die ihm verschaffte Erlösung, und beklagte die Vielen, die im Fegfeuer litten, während er jetzt höchst glücklich sey. Auf Jetzers Frage, wer denn jene Leidenden wären, erwiederte er, vorzüglich seyen es die, welche nach Art der Franziskaner behaupteten, Maria sey ohne Sünde auf die Welt gekommen; diesen Irrthum, welcher so viele Menschen ins Verderben gebracht, wolle die freundliche Mutter Jesu nicht länger dulden, sie werde ihm daher nächstens selbst erscheinen und hierüber mehreres offenbaren. Jetzer hinterbrachte den Vätern Alles, was mit ihm vorgieng, diese priesen ihn glücklich, daß er solcher Erscheinungen würdig erachtet worden, und unterrichteten ihn, wie er sich dabey verhalten, wornach er fragen solle. Sie freuten sich nicht wenig, daß Jetzer Alles so treuherzig annehme, und Alles ihnen so gut

gelinge. Was bisher geschehen, war gleichsam nur die Einleitung, von nun an sollten die Dinge kommen, welche den Ruhm ihres Ordens erheben, und das Ansehen der Franziskaner stürzen würden.

In der angekündigten Nacht sah Jetzer gegen eilf Uhr eine weibliche Gestalt in sein Zimmer treten, in weissem Kleide, mit blonden Haaren (es war Bolshorst, der sich also vermummt hatte); sie sprach zu ihm: ich bin die heilige Barbara, die du so hoch verehrest, und habe dich, als du einst im Rhein am Ertrinken warest, gerettet; bereite dich, denn nach Mitternacht wird die Himmelsköniginn Maria dir erscheinen! den Brief, welchen du hier bey dir hast, will ich ihr einhändigen, seinen Inhalt kenne ich schon. Die Väter hatten nämlich dem Jetzer einen an Maria gerichteten Brief übergeben, der eine Menge Fragen über die Lehre ihres Ordens und über die Schicksale ihrer Gegner enthielt.

Nach Mitternacht kam Maria, begleitet von St. Barbara und zweyen Engeln (alle vier Väter hatten sich dießmal verkleidet), und brachte den Brief wieder, mit zwey Siegeln versehen, nicht von Wachs, sondern von geschabter Leinwand, die sie, wie sie versicherte, selbst aus den Windeln gemacht, in welche sie einst ihr Kind eingewickelt in die Krippe gelegt hätte; auf jedem derselben war ein Kreuz aus dem von ihr aufbewahrten Blute Jesu. Sie bestätigte ihm die Wahrheit dessen, was die Dominikaner von ihrer Geburt lehrten, und trug ihm auf, dieß dem Pabste nach Rom zu berichten mit der Aufforderung, daß derselbe von nun an diese Lehre allein beschützen und mit Ablaß stärken, die Gegner aber mit dem Banne belegen solle; wenn dieß nicht geschähe, so würde großes Unglück über die ganze

Christenheit kommen. Auf Jetzers Einwendung, daß Niemand ihm glauben werde, erwiederte sie, sie wolle ihm ein solches Zeichen geben, daß Niemand mehr zweifeln könne, ergriff seine Hand, und durchstach sie mit einem dreyeckigten Eisen unter den Worten: dieß ist die Wunde meines Sohnes, daran wird man erkennen, daß du sein Bote bist; heute noch sollst du diese Dinge dem Rathe der Stadt bekannt machen! Jetzer schrie laut auf vor Schmerz, Maria entfernte sich mit ihren Begleitern. Die Väter, welche auf das Geschrey herbeyeilten, küßten die blutende Hand des Betrogenen, verehrten ihn als einen Heiligen, und verbanden die Wunde, die sie mit einer gewissen Salbe bestrichen, damit sie nicht zuheile; vor den Siegeln, welche mit dem Blut Christi bekreuzt waren, fielen sie auf die Kniee, und trugen sie mit großem Gepränge in die Sakristey, um sie zu verwahren.

Am folgenden Morgen, als am Feste der Verkündigung Mariä, predigte Bolshorst schon dem Volke, es seyen solch große Wunder in ihrem Kloster beschehen, daß Jedermann darob erstaunen werde, man solle nur fleißig die heilige Jungfrau anrufen, daß Alles wohl vollendet werde, so werde daraus der Stadt Bern und der ganzen Eidgenossenschaft Ruhm und Nutzen erwachsen.

Von nun an wurde Jetzer viel besucht, Geistliche und Weltliche kamen zu ihm, und ließen sich von den Erscheinungen erzählen; die Tüchlein, womit seine Wunde verbunden ward, gab man den Gönnern des Klosters, als etwas besonders Heiliges. Maria erschien ihm häufig des Nachts, und redete ihm immer umständlicher von der wahrhaften Lehre seines Ordens und dem Irrthume der Gegner. Als

sie aber einmal ihre Stimme nicht genug verstellte, schöpfte Jetzer Verdacht, ergriff sie bey der Hand, leuchtete ihr mit einer Kerze ins Gesicht, und erkannte Bolshorsten. Er fluchte über den schändlichen Betrug, und ward über die Massen zornig, aber bald wußten ihn die Väter zu bereden, Bolshorst sey nur dießmal gekommen, um ihn zu prüfen, ob er falsche Erscheinungen von ächten zu unterscheiden wüßte, sie seyen hoch erfreut über seine Scharfsichtigkeit, und könnten nun desto zuverläßiger dem Glauben beymessen, was er ihnen von den frühern Ereignissen erzählt habe. Jetzer ließ sich bethören, und gab sich von Neuem zum Spielzeug hin. Nachdem er einen Schlaftrunk erhalten, wurden ihm noch vier Wunden beygebracht, in beyde Füße nämlich, in die rechte Seite und in die linke Hand; alle fünf unterhielt man durch Salben immer frisch und verwahrte sie vor dem Zuheilen, zeigte sie auch den neugierigen Freunden des Klosters. Ueberdieß wurde Jetzer durch einen betäubenden Trank dahin gebracht, daß er unter entsetzlichen Gebärden die ganze Leidensgeschichte Jesu vorstellte, er verzerrte dabey die Gesichtszüge, sperrte Arme und Beine starr auseinander, daß man sie nicht zu beugen vermochte, knirschte auch mit den Zähnen so, daß einer der Zuschauer vor Grausen ohnmächtig hinfiel und weggetragen werden mußte.

Solches Alles betrachtete das Volk mit sichtbarem Erstaunen und großer Verehrung, nicht nur die ganze Stadt erscholl von den Wundern, die im Kloster des heiligen Dominikus sich ereigneten, sondern schon in die weite Ferne verbreitete sich das Gerücht davon, hin und wieder schüttelte ein Verständiger den Kopf, die Franziskaner schrieen über Betrug.

Um dem Unternehmen die Krone aufzusetzen, mahlte Ueltschi auf das Gesicht eines in der Klosterkirche befindlichen Marienbildes rothe Thränen, als ob die Heilige Blut geweint hätte, und so geschickt machte er's, daß selbst ein von Freyburg herzuberufener Mahler den Betrug nicht erkannte.

Jetzt verbreitete sich durch die Stadt die Sage, Mariens Bild in der Dominikanerkirche weine blutige Thränen; eine große Menge Volks begab sich hin, um mit eigenen Augen das Wunder zu sehen. Viele riefen, sie erblicken deutlich die vom Auge rinnenden Zähren, und rangen die Hände über das große Unglück, das hierdurch der Stadt angedeutet werde; Andere wollten nichts sehen; es war großer Zwiespalt unter den Anwesenden; da stieg ein Kaplan, Täschenmacher war sein Name, hinauf, betastete das Gesicht des Bildes und die Thränen, und rief aus: es ist ja nur Farbe und eitel Betrug *). Mit verschiedener Empfindung wurde sein Unterfangen betrachtet; Einige freuten sich des erhaltenen Aufschlusses, weitaus die größere Zahl aber schrie laut auf vor Schrecken über den vermeynten Frevel: denn alles war so gut angelegt, daß sogar der gelehrte Chorherr Wölflin, der auch unter den Zuschauern sich befand, schwur, es sey wahr. Man fragte nach dem Grunde des Weinens; Jetzer erzählte, schon in der Nacht habe er Maria laut klagen hören, daß die Franziskaner, welche durch ihre Lehren alle Welt in Irrthum zu stürzen versuchten, noch in der Stadt geduldet würden, wenn man hierin nicht schnelle Aenderung treffe, so werde schwere Strafe unausbleiblich folgen.

Die Unruhe unter der Bürgerschaft über diesen

*) Die beygefügte Abbildung zeigt diesen Auftritt.

Vorfall war so groß, daß die Sache im Rathe ernstlich besprochen, und beschlossen wurde, sie genau zu erforschen. Man berief auch einen der Vorsteher des Dominikanerordens nach Bern, um sich in dem Kloster über Alles wohl zu erkundigen.

Die einverstandenen Väter aber, eine Entdeckung fürchtend, suchten nun den Jetzer aus dem Wege zu räumen. Sie stellten ihm eine vergiftete Suppe vor, doch als er Brod in dieselbe schnitt und grüne und gelbe Körner sich darinn zeigten, schöpfte er Argwohn, und setzte die Suppe einigen jungen Wölfen vor, die im Kloster unterhalten wurden; diese verreckten, nachdem sie davon gefressen hatten, vor seinen Augen. Jetzer machte den boshaften Vätern heftige Vorwürfe, sie suchten ihm zwar seine Meynung auszureden, allein der Argwohn blieb in seinem Herzen und mit schärfer prüfendem Auge betrachtete er von nun an ihr Treiben.

Als nach einiger Zeit des Nachts Ueltschi, in der Gestalt der Maria, und der Schaffner, als heilige Catharina gekleidet, zu ihm kamen, und mit ihm redeten, erkannte er des Schaffners Stimme, zog sein Brodmesser unter dem Hauptkissen hervor, und stach damit die Catharina in den Schenkel, daß ihr der Weihwasserkessel, welchen sie in der Hand hielt, entfiel. In dem Handgemenge, das sich nun erhob, erhielt Jetzer vom Schaffner einen heftigen Schlag ins Gesicht, er hingegen versetzte demselben mit einem Hammer einen Streich an den Kopf, daß er zu taumeln anfieng; Ueltschi ergriff eine zinnerne Kanne, und schleuderte sie mit solcher Gewalt gegen Jetzern, daß sie an ihm vorbey durch das Fenster fuhr und mehrere Scheiben zerschmetterte *);

*) Hiezu die beygefügte Abbildung.

dieser wischte zur Thür hinaus, schloß hinter sich ab, holte den Prior und Bolshorsten, und führte sie ins Zimmer mit den Worten: da seht, liebe Väter, die saubere Geschichte; wann hat einmal eure Bübe= rey ein Ende?

Der nach Bern gekommene Provinzialvorsteher des Ordens wollte, als er die Sache untersucht hatte, nichts Unrichtiges finden, auch der Bischof von Lau= sanne, den die Regierung berufen hatte, wurde durch das listige Vorgeben der Väter getäuscht, und reiste heim, ohne der Wahrheit auf die Spur zu kommen.

Den Jetzer zwangen die Väter durch grausame Marter zu einem Eide, daß er von dem eigentlichen Hergange der Dinge nichts offenbaren wolle.

Als aber Ueltschi und Bolshorst nach Rom reisten, um dem Pabste die wundervollen Ereignisse bekannt zu machen, kam die Sache im Rathe neuer= dings zur Sprache, und Viele riefen: es sey einer Stadt Bern schimpflich, daß man allenthalben sage, sie bete einen Schneiderknecht an. Hierauf ward be= schlossen, den Jetzer nach Lausanne zu schicken, damit der Bischof ihn streng verhöre. Geschreckt durch den gethanen Eid weigerte der Befragte sich lange, die Wahrheit zu gestehen; endlich aber entdeckte er doch soviel, daß man an dem Betruge nicht länger zwei= feln konnte. Er wurde nach Bern zurückgeführt, und die Stadt schickte Gesandte nach Rom, um den Pabst zu bitten, daß er Richter ernennen möge, Alles genau zu untersuchen, damit die Wahrheit vollstän= dig an den Tag komme.

Der Pabst entsprach dem Ansuchen, der von Rom geschickte Legat Achilles de Grassis, die Bi= schöfe von Lausanne und Sitten, nebst mehrern an= dern Richtern verführten den Prozeß mit großer

Genauigkeit, Alles wurde bis auf die kleinsten Umstände untersucht, und so wurde dann der ganze Betrug, die entsetzliche Bosheit und die hartherzige Grausamkeit der vier verschwornen Väter entdeckt, und auch der Antheil bekannt, den so viele andere Glieder ihres Ordens an dem Anschlage genommen hatten. Am 24sten May 1509 wurden der Prior und seine drey Gehülfen auf einem Gerüste an der Kreutzgaße vor den Augen des ganzen Volkes ihrer priesterlichen Kleidung beraubt, und aus dem geistlichen Stande verstossen, und am 31sten May auf dem Schwellenmättelein verbrannt.

Jetzer wurde verurtheilt, mit einer papiernen Mütze auf dem Kopfe durch die Gassen der Stadt geführt, eine Stunde lang vor der Probstey (dem jetzigen Stiftgebäude) auf einer Leiter zur Schau gestellt, und dann aus der Schweiz verbannt zu werden. Er entwischte aber aus der Gefangenschaft und floh.

Die Geschichte dieser scheußlichen Begebenheit wurde in mehrere Sprachen übersetzt, in vielen tausend Abdrücken durch Europa verbreitet, und führte zur Nachforschung über Vieles, was man bis jetzt arglos für Wahrheit angenommen hatte, und doch nur List und menschliche Erfindung war.

Kaum waren seit dem Ausgange dieser Geschichte neun Jahre verflossen, als zu Bern schon wieder ein grober Betrug ähnlicher Art entdeckt, und dadurch die Verehrung gegen die Ueberreste der Heiligen nicht wenig gestört wurde.

Eine große Zahl andächtiger Personen zu Bern hatte sich vereinigt, der heiligen Anna, der Mutter Mariä, einen Altar zu bauen, dem sie durch einen Ueberrest des Körpers derselben größere Achtung zu

verschaffen wünschten. Sie hörten, daß in einem Kloster zu Lyon der ganze Leib der Heiligen aufbewahrt werde, und schickten den Ritter Albrecht von Stein an den König von Frankreich, um durch dessen Empfehlung, einen Theil jenes Heiligthumes zu erhalten. Albrecht gedachte die Sache kürzer zu machen, begab sich sogleich nach Lyon, machte dort Bekanntschaft mit dem Kustos (der Beamte, welcher den Kirchenschatz in Verwahrung hat) des Klosters, und bot ihm eine große Belohnung, wenn er ihm ein Stück von dem Körper der heiligen Anna überlieferte. Der Kustos ließ sich geneigt finden, überbrachte ihm in ein seidenes Tüchlein gewickelt ihren Schädel und erhielt dafür reiche Bezahlung. Wohlvergnügt machte sich Stein mit seinem Schatze auf den Weg, kam nach Lausanne, wo er vom Bischof beglückwünscht und gesegnet wurde, dann nach Bern, wo die ganze Geistlichkeit, der Rath und die Bürgerschaft ihn am obern Thore empfiengen, und in feyerlichem Zuge bis zur Dominikanerkirche begleiteten. Hier wurde das Heiligthum auf den dazu bestimmten Altar gestellt, mit prächtigen Zierrathen umhängt, und von dem Bischofe von Lausanne mit einem Ablaß begabet. Ein großer Zulauf geschah zu dem Altare, aber nach einiger Zeit kam ein Brief von dem Abte des Klosters zu Lyon, welcher seine Verwunderung bezeugte, wie man an die Möglichkeit eines solchen Diebstahls denken könne, noch sey der Schädel der Heiligen unberührt in seiner Kirche, die Mönche hätten aus dem Beinhause einen unbekannten Schädel genommen, und als den der heiligen Anna verkauft, für welchen Betrug er sie nach Verdienen bestraft habe.

Man denke sich den Verdruß und die Beschä-

mung derjenigen, die ihre Gaben zu Stiftung des Altars und zu Anschaffung des Heiligthums zusammengelegt hatten!

Durch solche Begebenheiten wurde Mißtrauen gegen alle jene Ueberbleibsel von Heiligen erweckt, die mit großer Pracht in den Kirchen aufbewahrt und verehrt wurden, und denen man ausserordentliche Wunderkräfte zuschrieb. Je mehr und mehr faßte der Gedanke Wurzel, daß solches alles unnützer und entbehrlicher Tand sey.

Aber auch gegen den Pabst und gegen alles, was von Rom herkam, wurde durch die unverschämte und beyspiellose Ablaßkrämerey ein Widerwille erregt, der sich gar nicht mehr besänftigen ließ.

Leo X, welcher damals auf dem päbstlichen Stuhle saß, bedurfte immerfort des Geldes zu Bereicherung seiner Verwandten, zu Aufführung prächtiger Gebäude und zu Bestreitung großer Kriegsausgaben. Die Einkünfte seines Landes reichten dazu bey Weitem nicht hin, er dachte auf neue Mittel, sich dasselbe zu verschaffen, und fand sie in dem Verkaufe von Ablaßbriefen. In alle Gegenden von Europa, aber vorzüglich nach Deutschland und der Schweiz sandte er seine Vertrauten mit dieser Waare, um allenthalben die Leute anzulocken und das Geld ihnen abzuschwatzen.

In die Schweiz schickte er den Franziskaner Bernhardin Samson, der in diesem Sündenhandel erfahren war, weil er denselben schon unter zwey frühern Päbsten getrieben hatte, eine zudringliche Geschwätzigkeit besaß und eine Unverschämtheit, die durch nichts sich abschrecken ließ, so daß er neben den Schätzen des reichen Sünders, auch den Sparpfenning des sorgsamen Hausvaters und das verbor-

genste Scherflein der Armuth an sich riß. Er rühmte sich, daß er inner achtzehn Jahren zu Handen der Päbste 800,000 Dukaten erobert hätte, eine ungeheure Summe, wenn man bedenkt, daß das Geld damals weit seltener war, als heute. Ueber den Gotthard kam Samson 1518 zuerst nach Schwytz, hier fand er keine große Einnahme, denn damals war Zwingli Pfarrer in dem benachbarten Einsiedeln, und warnte kräftig vor dem verderblichen Ablaßkauf. Größern Zulauf fand Samson zu Zug, wo das Gedränge zu ihm schon so stark war, daß Einer aus seinem Gefolge der wogenden Menge zurief: „Lasset doch zuerst die herankommen, die Geld haben, den Andern wird nachher das Ihre auch werden!“ Von da gieng er mit immer glücklicherem Erfolge, indem seine Geldsäcke immer schwerer wurden, über Luzern und Unterwalden in's Oberland, dann über Thun nach Bern. Man wollte ihn freylich zuerst nicht in die Stadt einlassen, er hielt sich mehrere Tage zu Burgdorf auf, von wo er dann durch seine Freunde zu Bern es dahin zu bringen wußte, daß ihm die Erlaubniß zum Eintritt ertheilt wurde. Er begab sich mit großem Gepränge in's Münster, ließ den päbstlichen Brief, welcher ihm Vollmacht gab, vorlesen, hängte das eidgenössische Wappen auf, hielt eine Messe, und lud dann das Volk ein, sich Ablaß bey ihm zu verschaffen für alle und jede Sünden, nicht nur für die, welche sie schon begangen hätten, sondern auch für die, welche sie künftig noch begehen würden, nicht nur für böse Thaten, sondern auch für Worte und Gedanken, nicht nur für die noch Lebenden, sondern auch für die Verstorbenen; jedem sey es möglich, denselben zu erhalten, indem er auf das Vermögen der Leute Rücksicht nehmen

und den Minderbegüterten um geringen Preis die Wohlthat ertheilen werde. Aus dem hintersten Winkel suchte das arme Volk das Geld hervor, und brachte es dem Betrüger, der es immerfort ermunterte, indem er von Zeit zu Zeit den Spruch wiederholte:

So wie das Geld im Becken klingt,
die Seele aus dem Fegfeuer springt.

Er hatte gedruckte Ablaßzedel zu vielen Tausenden bey sich, auf Pergament für die Reichen, auf Papier für die Armen, jene gab er für eine Krone, diese für zwey Batzen. Jakob vom Stein kaufte für einen apfelgrauen Schimmel Ablaß für sich, für seine ganze Compagnie, 500 Mann stark, für die Einwohner seiner Herrschaft Belp, und für alle seine Voreltern. Als der Venner Wyler seiner letzten Predigt, worinn er noch einmal die päbstliche Gewalt alle Sünden zu vergeben und alle Seelen aus dem Fegfeuer zu erlösen rühmte, zugehört hatte, brach er unwillig in die Worte aus; „so sind ja die Päbste „die grausamsten Böswichter, wenn sie solche Macht „haben, und doch die armen Seelen so lange im Fegfeuer schmachten lassen.“

Nachdem Samson auf diese Weise eine übermäßige Geldsumme zusammengebracht hatte, berief er am letzten Tage seiner Anwesenheit noch einmal durch Glockenschall die ganze Gemeinde in das Münster, stellte sich auf die Stufen des mittlern Altars vor dem Chor, und ließ durch seinen neben ihm stehenden Dollmetsch, Heinrich Wölflin, drey große Gnaden ausrufen: alle Seelen derer, die anwesend seyen, und zu kurzem Gebete niederknieen würden, sollten rein seyn, wie unmittelbar nach der Taufe; wer an jenem Tage betend dreymal um die Kirche

gehe,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

gehe, könne eine Seele aus dem Fegfeuer erlösen, welche er wolle; und als das ganze Volk knieend 5 Unser Vater und 5 Ave Maria gebetet, rief er aus: nun seyen die Seelen aller verstorbenen Berner, wann, wo und wie sie auch hingeschieden, aus dem Fegfeuer errettet, und in den Himmel versetzt *).

Hierauf verließ er die Kirche, packte seine schweren Geldkisten auf, und verreiste.

Es ist schwer den Eindruck zu beschreiben, den solche Auftritte bey den Verständigen machten, wenn sie sahen, wie das Volk auf diese Weise nothwendig zum Leichtsinn, zur Frechheit und zur Gottlosigkeit verleitet werden mußte, indem jede verübte böse That um ein paar Batzen wieder ausgelöscht wurde; wie auf diese Weise jene Reinheit des Herzens, welche alles Böse verabscheuet und immer mehr der Tugend sich weiht, und die das Christenthum in dem Menschen hervorbringen soll, gänzlich zerstört; wie im Namen Gottes betrügerischer Weise dem geängstigten Volke auch der letzte Kreuzer noch abgedrängt wurde.

Wenn wir nun Alles zusammenfassen, das ärgerliche Leben der Mönche, die Unwissenheit und den Hochmuth der Geistlichen, die lästigen aus dem Heidenthume genommenen und der wahren Frömmigkeit geradezu widerstrebenden Kirchengebräuche, die der heiligen Schrift widersprechende Auslegung der heilsamsten Lehren des Christenthums, die gänzliche Vernachläßigung der Jugend im Unterricht, die steigende Rohheit und Sittenverderbniß, den Betrug in den heiligsten Dingen, den niederträchtigen Eigennutz, der sich bey einer so großen Zahl der Geistlichen offenbarte, den Ungehorsam und die

---

*) Hierzu die beygefügte Abbildung.

Verachtung der rechtmäßigen Obrigkeiten, welche die Päbste, so ganz dem Beyspiele Jesu entgegen, ihren Anhängern beybrachten; so sehen wir wohl, daß ein solcher Zustand länger nicht dauern konnte, wenn nach Gottes väterlicher Absicht das Christenthum die Menschen bessern, veredeln und zu würdigen Bürgern des Himmels erziehen sollte; Alles war reif zur Veränderung und Umgestaltung, alle Bessern sehnten sich darnach, und es brauchte weiter nichts, als daß Gott die von ihm bereiteten Werkzeuge hervortreten ließ.

Wie das Christenthum in unserm Vaterlande von den menschlichen Zusätzen gereinigt und nach dem Worte Jesu wieder hergestellt worden, oder von der Reformation.

Schon seit mehrern Jahrhunderten waren zu verschiedenen Zeiten Männer aufgetreten, welche ihre Stimme mächtig gegen die Entstellung und Verderbung des Christenthums erhuben, und die es tief beklagten, daß dasselbe, anstatt in das Innere der Menschen aufgenommen zu werden, damit es die Gesinnungen veredle und durch einen frommen Wandel sich zu erkennen gebe, beynahe ganz zur Aussensache gemacht worden sey, und für Viele bloß in der Beobachtung von mancherley Gebräuchen bestehe. So lehrte schon im Anfange des zwölften Jahrhunderts zu Lausanne und in der umliegenden Gegend Hanrich: die Taufe allein sichere dem Christen den Himmel noch nicht zu, weil Jesus den Gläubigen die Seligkeit verheißen habe; Gott könne nicht bloß in den Kirchen, sondern überall

angebetet werden; die Abbildungen des Kreuzes, woran Jesus so grausam gemartert und getödtet worden, sollten eher zerbrochen, als verehrt werden; der wahre Leib und das wahre Blut Christi werden in der täglichen Messe nicht geopfert; Opfer, Gebete und Almosen, und die übrigen sogenannten guten Werke, welche die Lebenden zum Beßten der Todten verrichteten, hätten für diese keinen Nutzen; Gott habe nur an Herzensrührung Gefallen, und könne durch lautes Geschrey und Melodieen weder herbeygezogen noch versöhnt werden; die Ehelosigkeit der Geistlichen sey verwerflich, u. s. w. Hanrich fand Anhänger, welche aber, wie es unter Ungebildeten zu gehen pflegt, seine Lehren mißbrauchten; sie entweiheten die Kirchen, sie warfen die Altäre um, zerstörten die Cruzifixe, mißhandelten die Priester, warfen die Mönche in's Gefängniß, und zwangen sie durch Qualen und Schrecken, sich zu verehelichen. Hanrich ward auf der Kirchenversammlung zu Rheims, im Jahre 1148, zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt, in welcher er bald hernach starb.

Peter Waldus, ein Kaufmann zu Lyon, bemühete sich gegen das Ende ebendesselben Jahrhunderts, das Christenthum seinem ursprünglichen Endzwecke wieder näher zu bringen. Er bemerkte, daß der öffentliche Gottesdienst, wie er damals beschaffen war, keinen oder doch wenig Einfluß auf das sittliche Betragen habe, und suchte diesem Mangel durch heimliche Versammlungen und freundschaftliche Verbindungen mit Gleichgesinnten abzuhelfen. Durch Uebersetzung der lehrreichsten Stücke der Bibel beförderte er das Lesen derselben, und drang auf eine genaue Erfüllung der Vorschriften

des Evangeliums. Er tadelte die ganze äussere Einrichtung des Kirchenwesens, und wünschte eine Umschaffung desselben, wodurch es den von den Aposteln gestifteten Gemeinden ähnlich würde. Zahlreich fanden die Leute zu seinen Versammlungen sich ein, und seine Lehrsätze verbreiteten sich über das südliche Frankreich, nach Ober-Italien und in die Schweiz. Zwar verboten mehrere Päbste solcherley Zusammenkünfte, mit harten Strafen wurden die Theilnehmer verfolgt, dennoch konnten sie nicht ausgerottet werden. Noch im Jahre 1277 befand sich eine ziemliche Anzahl derselben in der Gegend von Schwarzenburg, welche der Bischof von Lausanne durch einen Dominikanermönchen von ihrer Lehre abmahnen und die Ungehorsamen verbrennen ließ.

Hundert Jahre später erhob sich in England Johann Wiklef gegen die Anmaßungen der Päbste. Er übersetzte die Bibel in die Landessprache, und gab sie dem Volke als die einzige Richtschnur seines Glaubens und seines Verhaltens. Alle andern Vorschriften, welche die Menschen nach und nach in das Christenthum eingeführt hätten, seyen Aberglauben. Der Pabst habe kein Recht in die weltlichen Angelegenheiten sich zu mischen und bürgerliche Strafen anzuordnen. Pabst Gregor XI gab im Jahre 1377 Befehl, mit aller Schärfe gegen diesen Neuerer zu verfahren; allein Wiklef fuhr unerschrocken in seiner Lehre bis an sein Ende (1384) fort. Mit seinem Tode erlosch jedoch dieselbe nicht, sie wurde von Vielen, die um des Studirens willen nach England gegangen waren, aufgefaßt und in mehrere Länder Europens verbreitet, besonders vertheidigte sie Johann Huß, Professor zu Prag; er

übersetzte Wiklefs Bücher in's Böhmische und machte sie unter seinen Landsleuten bekannt. Das traurige Schicksal, das ihm dafür von den Anhängern des Pabstes bereitet wurde, haben wir schon oben erzählt.*)

So waren Jahrhunderte hindurch die Stimmen aller derjenigen, die, statt jener Ueberzahl von äusserlichen Gebräuchen, eine Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit, statt der sogenannten guten Werke, das heißt, statt Opfer, Fasten, Wallfahrten und dergleichen, Reinigkeit des Herzens und ein nach Jesu Vorschriften eingerichtetes Leben verlangten, unterdrückt worden, und Haß, Verfolgung und Tod war das Loos dieser freymüthigen Männer. Dennoch ging darum der Eifer für das Bessere nicht unter, denn die Achtung für die Wahrheit wird immer unter den Menschen fortleben, und dieselbe wird zuletzt durchdringen und den Sieg erkämpfen, Gott ist mit ihr und sorgt für ihren Fortgang auch da, wo die Menschen es nicht ahnden; ja selbst Ereignisse, in welchen sie nur Unglück und Uebel wahrnehmen, müssen unter Gottes allmächtiger Leitung zur Beföderung des Guten dienen.

So ging es auch hier. Während in dem westlichen Europa die aus finstern Wäldern hervorgedrungenen Völkerschaften alle Länder unter sich theilten und in Waffen und Krieg ihre Beschäftigung suchend die Künste des Friedens verachteten, während tiefe Unwissenheit unter ihnen herrschte, wurden hingegen in dem griechischen Reiche, dessen Hauptstadt Constantinopel war, die Wissenschaften geehrt, und es gab dort eine große Zahl Gelehrter, welche

---

*) Seite 44.

mit Scharfsinn und Fleiß die menschlichen Kenntnisse zu erweitern sich bemühten. Allein die der Gelehrsamkeit abgeneigten Türken machten mit jedem Jahre größere Fortschritte, und eroberten im Jahre 1453, nach einem schrecklichen Blutbade, Constantinopel. Mehrere tausend Griechen flohen, dem Schwerdt und der Sklaverey zu entrinnen, nach Italien. Die ganze Christenheit trauerte über diesen großen Unfall; aber unter den Flüchtlingen waren auch viele Gelehrte, die ihre Kenntnisse mit nach Italien brachten, und dort ein Licht anzündeten, welches bald auch in die Finsterniß der übrigen Länder Europa's wohlthätig hinleuchtete. Man fing nämlich unter ihrer Anleitung an, die Schriften der alten Griechen zu lesen und zu studiren; dieß brachte überhaupt zum Nachdenken, weckte den Forschungsgeist, und vermehrte um Vieles die Einsichten. Auf den Hochschulen zu Pisa, zu Bologna und Pavia befand sich immer eine nicht geringe Zahl schweizerischer Jünglinge, welchen das Studiren dort durch errichtete Stipendien erleichtert wurde; diese brachten die Liebe zu den Wissenschaften und den Untersuchungsgeist mit sich nach Haus, und verbreiteten ihren Sinn allenthalben im Vaterlande. Die Hochschule zu Basel *) wurde fleißiger besucht, und Männer, die in den Wissenschaften sich großen Ruhm erworben hatten, als Lehrer auf derselben angestellt. Die Schulen mehrerer Städte der Schweiz wurden besser eingerichtet, oder neue angeordnet. Zu Bern wurde gleich nach dem burgundischen Kriege eine Schule gestiftet; Niklaus Widebusch, ein Cisterziensermönch, war der erste Lehrer an der-

*) Gestiftet im Jahre 1459.

selben. Bald nach ihm stand Heinrich Wölflein, ein in der lateinischen Sprache und in der Dichtkunst gelehrter Mann, dieser Anstalt vor, und zog durch seinen großen Ruf viele Schüler nach Bern. Nachdem nun einmal der erste Funke der Erkenntniß gelegt war, regte sich unter den Menschen ein solcher Drang, daß die Schulen oft von mehrern Hunderten besucht wurden. Freylich war dabey nicht jene Ordnung, jene Vorsorge anzutreffen, welche wir in unsern heutigen Schulen zu sehen gewohnt sind. Zehn-, zwanzig- und dreißigjährige Schüler saßen durcheinander; die Mehrzahl derselben hatte nicht einmal Brod für den morndrigen Tag, durch Singen vor den Häusern erbettelten sie ihren Unterhalt. Des Nachts lagen sie auf dem Boden der Schulstube, oder in den Gängen der Klöster, bey gutem Wetter auf den Kirchhöfen, wohin sie das von reichen Leuten geschenkte Gras zusammenschleppten, um sich ein Lager zu bereiten. In großen Haufen zogen sie von einer Stadt zur andern, wobey solche Unordnungen vorfielen, daß die Obrigkeiten mancherley Verordnungen dagegen erließen. Vielen war es dabey gar nicht um das Studiren zu thun, sondern sie schloßen sich nur darum den Schülern an, um im Müßiggang und im Muthwillen herumzuziehen. Andere hingegen, in denen eine reine Liebe zur Wissenschaft wohnte, wurden durch die mancherley Hindernisse und Schwierigkeiten nur noch mehr angetrieben, die Kraft ihres Willens entwickelte sich nur um desto fester, und mit größerem Eifer kämpften sie für die Wahrheit, die sie so mühsam errungen hatten.

Diesem Streben nach Erkenntniß kam die kurz vorher (1440) erfundene Buchdruckerkunst trefflich

zu Statten, denn dadurch wurden die Bücher, die vorher, da das Abschreiben derselben sehr viele Zeit erforderte, so äußerst selten und theuer waren, daß man sie nur in den Klöstern, oder hie und da in den Händen eines reichen Mannes fand, so vervielfältigt, daß sie von vielen angeschafft und gelesen werden konnten. Daher begreift man, wie einst ein Pfarrer, der wünschte seine Gemeinde in der ächten Lehre Jesu zu unterrichten, es bedauerte, daß sein ganzes Einkommen nicht hinreichte, ein Neues Testament anzuschaffen; und wie es zugehen konnte, daß bey einer Versammlung der 19 Dekanen des Bisthums Constanz nur drey waren, die die Bibel gelesen hatten, die übrigen aber eingestehen mußten, das Neue Testament nicht einmal ganz zu kennen. Aber als zu Basel und Zürich, ja selbst in kleinern Städten, wie zu Burgdorf, und in Klöstern, wie zu Münster im Aargau, Buchdruckereyen errichtet wurden, fieng selbst das Volk an zu lesen, und Unwissenheit wurde zur Schande.

In Verbindung mit der Buchdruckerey hatte die Erlernung der griechischen Sprache einen großen Einfluß auf die Kenntniß und die Verbreitung der Bibel. Die Verfasser des Alten Testamentes hatten in ihrer Landessprache, also hebräisch, geschrieben, die des neuen Testaments hingegen griechisch. Aus diesen beyden Sprachen hatte der heilige Hieronymus, ein für seine Zeit hochgelehrter Mann, gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, die Bibel in's Lateinische übersetzt. Diese Uebersetzung wurde seither unter dem Namen Vulgata allgemein gebraucht, über welcher die eigentliche Urschrift ganz in Vergessenheit gerieth. Allein als man jetzt sich wieder mit Erlernung der griechischen Sprache beschäftigte,

fing man auch an, das Neue Testament in seiner Ursprache zu lesen, und fand in der lateinischen Uebersetzung mehrere Abweichungen, die in vielen Punkten der heil. Schrift einen ganz andern Sinn unterlegten. Es wurden daher von gelehrten Männern neue, genauere Uebersetzungen ausgearbeitet. Eben so stieß man auf mehrere Fehler in der Uebersetzung des Alten Testaments, und verbesserte dieselben durch sorgfältige Umarbeitungen. Man begnügte sich auch nicht mehr mit lateinischen Uebersetzungen, in die Landessprache wurde die Bibel übergetragen und gedruckt, wodurch sie zur Kenntniß des Volkes kam.

Dem Pabste waren diese Bearbeitungen und Uebersetzungen der Bibel äußerst zuwider; Leo X. verbot etwas zu drucken, das aus dem Griechischen oder Hebräischen in's Lateinische oder in die Landessprache übersetzt worden wäre, wodurch also, ohne es mit Namen auszusprechen, die Verbreitung der Bibel gehindert werden sollte.

Allerdings mußte es dem Pabste und allen seinen Anhängern unangenehm seyn, die Bibel in den Händen des Volkes zu sehen. Dasselbe hatte bis jetzt die Lehre von der Verwandlung des Brodes in den wahren Leib Christi, von dem Fegfeuer und der Gewalt des Pabstes, die Seelen aus demselben zu erlösen, von der Obergewalt des römischen Bischofs über die ganze Christenheit, kurz alle die Menschensatzungen, welche im Laufe von Jahrhunderten dem Christenthum aufgedrungen worden waren, für Jesu Lehre gehalten; wie konnte dieß nun ferner geschehen, wenn man in der Bibel nichts von dem allen fand, ja wenn selbst ihre klaren Aussprüche jenen Behauptungen geradezu widerstritten?

Es war ein Unglück, daß damals der Pabst den veränderten Geist der Zeit nicht bemerken wollte, um das, was in frühern Jahrhunderten ganz nach den rohen und sinnlichen Begriffen der damaligen Menschen erklärt, gelehrt und geglaubt worden war, dem Sinne des Evangeliums gemäß zu läutern und zu berichtigen. Wer könnte es den zum Christenthume bekehrten Burgundionen und Franken und ihren Abkömmlingen in den nächstfolgenden Jahrhunderten verdenken, wenn sie, die nur mit dem Sichtbaren und Sinnlichen sich beschäftigten, sich dem Gedanken hingaben, daß bey dem Worte des Priesters: „dieß ist mein Leib," das Brod in den wirklichen Leib Christi verwandelt werde; wer könnte daran zweifeln, daß der Gedanke an diesen sichtbaren und ihnen so nahen Gott bey solchen rohen Menschen weit kräftiger gewirkt, sie vom Bösen mächtiger zurückgeschreckt, die Hoffnung auf seine Hülfe lebendiger geweckt habe, als die Vorstellung eines unsichtbaren Gottes? Wer ist nicht überzeugt, daß die Beichte, die jedem Christen zur unerläßlichen Pflicht gemacht wurde, und die damit verbundene Belehrung und Bestrafung zur Besserung von Menschen, die sich so sehr von sinnlichen Eindrücken hinreißen ließen, und über ihr Leben zu wenig nachdachten, Vieles beygetragen habe? Wer sollte nicht wissen, daß die Furcht vor der dem sinnlichen Menschen so lebhaft vorschwebenden Strafe des Fegfeuers manches Verbrechen verhütet habe? Wer wird es nicht einsehen, daß die Unterordnung aller Lehrer unter den Pabst, die Vereinigung aller Macht in seinen Händen, und seine schützende Aufsicht den kirchlichen Einrichtungen einen Bestand gab, den sie in jener gewaltthätigen Zeit sonst kaum erlangt

hätten? — Und eben so ließe sich von vielen angenommenen Lehrsätzen und eingeführten Uebungen der wohlthätige Einfluß bestimmt nachweisen. Aber so wie das Kind auf eine ganz andere Art unterrichtet und geleitet wird, als der Jüngling, so bedürfen auch die herangewachsenen Völker einer andern Behandlung, als die, welche noch im Stande der Kindheit sich befinden; was die im Nachdenken ungeübten Väter einst mit frommem Glauben angenommen hatten, konnte bey den Nachkommen, in denen der Erforschungsgeist erwacht war, sich nicht mehr auf gleiche Weise erhalten. Darum eben sagten wir, es sey ein Unglück gewesen, daß der päbstliche Stuhl diesen veränderten Geist der Zeit nicht bemerkt und dem Streben desselben gemäß die christliche Lehre auf die Aussprüche ihres Stifters zurückgeführt, und die kirchlichen Einrichtungen verbessert habe. Was ihn hieran hinderte, war einerseits der Eigennutz, welcher in dem Ablaß, in den von den meisten geistlichen Aemtern nach Rom geschickten Abgaben und in so vielen andern bestehenden Uebungen Nahrung fand, und die festgewurzelte Meynung, was in frühern Zeiten gut gewesen, sey es auch jetzt. Zudem war er beynahe ganz von italienischen Rathgebern umringt, die sich längst gewöhnt hatten, die Religion nur als einen Zaum für das Volk zu betrachten; denn die Cardinäle und die übrigen Glieder der hohen Geistlichkeit in Italien hatten bey der in diesem Lande verbreiteten Gelehrsamkeit schon lange hellere Begriffe erlangt, allein voll Selbstsucht, ohne ächten Christensinn, ließen sie den großen Haufen gern in seinen Irrthümern, weil es ihnen schmeichelte, einzig im Besitze richtiger Einsichten zu seyn, und weil sie auch mannigfaltigen Nutzen daraus zu schöpfen wußten.

Ganz anders war hingegen die Wirkung, welche das Licht einer bessern Erkenntniß bey den Schweizern und bey den Deutschen hervorbrachte. Sie hielten die Religion für eine Anweisung, Gott zu gefallen, und ewig selig zu werden, und ehrten ihre Gebote und Vorschriften als das Wort des Ewigen. Welch ein Schmerz ergriff sie nun, als eine genauere Forschung es ihnen klar machte, daß im Laufe der Zeit eine Menge Zusätze, einzig von Menschen ausgedacht, hinzugekommen seyen, und daß man denselben sogar den Vorrang vor den göttlichen Geboten gebe! Aber wie verwandelte sich ihr Schmerz in Unwillen, als sie sahen, daß der Eigennutz und andere verwerfliche Leidenschaften die Reinigung des Christenthums, die Wiederherstellung desselben nach dem Sinne seines himmlischen Stifters verhinderten! Wäre es bloß um das eigene Schicksal der Männer zu thun gewesen, welche diese verderblichen Irrthümer wahrnahmen, sie würden geschwiegen und bloß ihr eigenes Thun und Streben anders eingerichtet haben. Allein da das ewige Glück all ihrer Zeitgenossen mit auf dem Spiele stand, so glaubten sie in ihrem redlichen Herzen nicht schweigen zu dürfen, sondern Gott mehr fürchtend, als die Menschen, traten sie auf und kämpften mit feurigem Eifer, mit unerschrockenem Muthe für die heiligste Angelegenheit des menschlichen Geschlechtes, und der glückliche Erfolg ihrer Bemühungen, trotz aller Anstrengungen ihrer Widersächer, bewies, daß Gott mit ihnen war.

Der erste, welcher in der Schweiz öffentlich gegen die Mißbräuche im Kirchenwesen eiferte und auf Reinigung der hergebrachten Lehre drang, war Ulrich Zwingli, Sohn des Ammanns zu

Wildenhaus im Toggenburg, gebohren 1484. Als Knabe schon verrieth er einen scharfsinnigen Geist, einen geraden Sinn und große Thätigkeit, weßwegen sein Oheim, Dekan zu Wesen, rieth, daß er Theologie studire. In seinem eilften Jahre wurde er nach Basel und dann nach Bern geschickt, wo unter Heinrich Wölflin eine vorzügliche Schule war. Hier wurde er mit den lateinischen Schriftstellern bekannt gemacht, durch deren Lesen er seinen Geist bildete und ihren Styl sich so gut aneignete, daß er mit großer Leichtigkeit lateinisch redete und schrieb. Die Dominikaner, die seine ausgezeichneten Talente und besonders seine Geschicklichkeit in der Musik kennen lernten, suchten ihn wiederholt zum Eintritt in ihren Orden zu bewegen; allein sein Vater wünschte, daß er zu seiner weitern Ausbildung noch andere Schulen besuche. Nach einem zweyjährigen Aufenthalte zu Bern begab sich Zwingli nach Wien, wo er mit großem Fleiße und mit glücklichem Erfolge seine Kenntnisse in verschiedenen Zweigen der Gelehrsamkeit vermehrte. Nach seiner Rückkehr wurde er zu Basel in seinem 17ten Jahre als Lehrer an der Schule angestellt, und rechtfertigte vollkommen das in ihn gesetzte Vertrauen. Bald zog der redliche, gelehrte und dabey doch heitere und freundliche Mann die Augen auf sich, und in seinem 22sten Jahre wurde er zum Pfarrer nach Glarus berufen. Mit unermüdetem Fleiße, mit der größten Sorgfalt studirte er von da an die Heilige Schrift, um dieselbe gründlich und nach ihrem eigentlichen Sinne auszulegen; so daß gelehrte und erfahrne Männer seine Geschicklichkeit hierinn bewunderten. Große Liebe und Achtung wurde ihm von allen Redlichen zu Theil. Hingegen brachte er durch

seine ernstlichen Vorstellungen gegen den fremden Kriegsdienst die Anhänger desselben heftig gegen sich auf. Dieß bewog ihn, nach einem zehnjährigen Aufenthalte in Glarus, den an ihn ergangenen Ruf zum Pfarrer nach Einsiedeln anzunehmen. In diesem berühmten Kloster, wohin jährlich an hundert tausend Pilger aus fremden Ländern kommen, hatte er nun Gelegenheit seine Ueberzeugungen von dem ächten Christenthum einer zahlreichen Volksmenge vorzutragen. Das abergläubische Hinzuströmen unzähliger Menschen an diesen Wallfahrsort, wo sie Vergebung für jede Sünde, Hülfe in jeder Noth zu finden meynten, bewog ihn, an dem größten Feste des Klosters, der Engelweihe, öffentlich zu predigen: die Verzeihung der Sünden und das ewige Leben seyen nicht bey der heiligen Jungfrau *), sondern bey Christo zu suchen; der Ablaß, die Wallfahrten, die Geschenke, die man den Heiligen mache, hätten wenig Werth. Gottes Gnade und Hülfe sey aller Orten gleich nahe, und der Allgütige erhöre das inbrünstige Gebet anderswo nicht weniger, als zu Einsiedeln; die ausschließliche Verehrung der Maria hindere die Verehrung Gottes; es gebe kein Fegfeuer, daher seyen auch jene Messen, durch welche man die Seelen der Verstorbenen aus demselben zu befreyen hoffe, unnütz; das Verdienst, welches man durch Annehmung des Mönchsstandes zu erwerben glaube, sey eine bloße Einbildung.

Diese Predigten Zwinglis mußten natürlich großes Aufsehen machen; ihr Eindruck auf das

---

*) Zu Einsiedeln ist nämlich ein Bild der Jungfrau Maria, von welchem man jede Gnade erflehen zu können glaubte.

Volk geht daraus hervor, daß die Zahl der Pilger sichtbar abnahm, und daß viele derselben die mitgebrachten Geschenke wieder nach Hause trugen. Ein großes Geschrey erhob sich daher unter den Freunden der Wallfahrt gegen Zwingli; allein der biedere Vorsteher des Klosters, Diebold von Geroldseck, gerührt durch des Predigers Uneigennützigkeit, der dabey am meisten verlor, und durch vertrauliche Gespräche mit ihm über die in der Kirche herrschenden Mißbräuche belehrt, schützte den freymüthigen Mann und erhielt ihn bey seinem Amte. Als bald darauf (1518) der Ablaßkrämer Samson in das benachbarte Schwytz kam, und seine Zedel mit allen Künsten der Ueberredung anpries, predigte Zwingli so kräftig gegen den Ablaß, daß Samson wenig von seiner Waare absetzen konnte, und unwillig weiter zog.

Zwinglis Ruf als gelehrter Schriftausleger und als freymüthiger Prediger breitete sich immer mehr aus, so daß, als gegen Ende des Jahrs 1518 die Stelle eines Predigers am Münster zu Zürich erledigt wurde, die Chorherren daselbst ihm dieses wichtige Amt auftrugen. Am Neujahrstage 1519, da er eben sein sechs und dreyßigstes Jahr antrat, hielt er dort seine erste Predigt, welche von den meisten Zuhörern mit freudiger Aufmerksamkeit und großem Beyfall aufgenommen wurde. Zwey angesehene Männer, welche, durch den unbelehrenden Inhalt der frühern Predigten überdrüssig gemacht, laut erklärt hatten, daß sie keine Predigt mehr von einem Pfaffen hören wollten, wohnten doch dieser ersten Predigt Zwinglis bey; als sie nun aus der Kirche heraustraten, erhoben sie gerührt und dankend ihre Hände zum Himmel und riefen: dieß ist nun einmal ein

Prediger der Wahrheit, der uns sagen wird, wie die Sache stehen, der unser Moses seyn und uns aus Egypten führen wird.

In fortlaufender Ordnung erklärte nun Zwingli seinen Zuhörern das ganze neue Testament, machte sie zuerst durch die Evangelien mit den Lehren, Thaten und Schicksalen Jesu bekannt, zeigte ihnen hierauf aus der Apostelgeschichte, wie das Christenthum gepflanzt worden, erläuterte dann aus den Episteln die Pflichten der Christen, die Beschaffenheit des wahren Glaubens und die Wichtigkeit, das Evangelium, als eine Gabe des Himmels, stets in seiner Reinheit zu erhalten; dabey machte er allenthalben aufmerksam, wie so manches in den Zeiten der Unwissenheit unrecht verstanden und mißdeutet worden; wie im Laufe der Jahrhunderte eine Menge von Mißbräuchen sich eingeschlichen hätten, die der wahren Frömmigkeit im höchsten Grade hinderlich wären, und daher abgeschafft werden müßten. Das bewies er alles so klar aus der Heiligen Schrift, belegte es mit so deutlichen Beyspielen aus der Erfahrung eines jeden, daß seine Zuhörer im Innersten ergriffen wurden. Welchen Eindruck Zwinglis Predigten zu Zürich machten, zeigt sich schon daraus, daß, als bald darauf (im März 1519) der Ablaßkrämer Samson zu Zürich anlangte, der Rath ihm nicht einmal erlauben wollte, in die Stadt zu kommen, und als man ihm dieß endlich, weil er einen Auftrag an die eidgenössische Tagsatzung, die eben in Zürich versammelt war, zu haben vorgab, gestattete, ihm doch ausdrücklich verboten wurde, etwas von seiner Waare zu verkaufen. Vergebens suchte der päbstliche Gesandte, Anton Pucci, durch die glänzendsten Versprechungen den Zwingli zum

Schweigen

Schweigen zu bewegen, denn dieser erwiederte freymüthig: wenn auch die obersten Vorsteher der Kirche ihre Pflicht nicht thun würden, so werde ihn wenigstens nichts abhalten, mit aller Kraft, die Gott ihm verliehen, an der Abschaffung des Aberglaubens und seiner nothwendigen Folgen zu arbeiten.

Große Betrübniß ergriff Zwinglis Freunde, als er im Sommer dieses Jahrs (1519) von der zu Zürich herrschenden Pest befallen wurde, was wohl nicht anders geschehen konnte, da er die Kranken täglich besuchte. Auf eine rührende Weise drückte er, als der Tod heranzunahen schien, seine ruhige Ergebung in den göttlichen Willen aus. Allein es gefiel dem Allmächtigen, den muthigen Wahrheitsfreund noch länger auf Erden zu erhalten: Zwingli genas, und setzte sein Werk so muthig und mit solch überzeugender Kraft fort, daß schon im Jahr 1520 der Rath zu Zürich allen Pfarrern seines Gebiets befahl, sie sollten alle über das Neue Testament predigen, ihre Lehre einzig aus der Bibel beweisen, alle menschlichen Erfindungen hingegen weglassen.

Dieser Schritt war folgenreich für den Canton Zürich, denn jetzt begann im ganzen Umfange desselben die wahre Christenlehre aufzuleben; mit jedem Tage verloren die Menschensatzungen in der Religion mehr von ihrem Ansehen: so daß der benachbarte Bischof von Constanz, aufmerksam gemacht, durch einen Hirtenbrief gegen die Neuerungen warnte; der Erfolg entsprach aber seinen Wünschen nur unvollkommen; die Anhänger des Pabstthums wurden freylich in ihrem Widerspruchsgeiste bestärkt, aber die Freunde der biblischen Lehre fanden keine Gründe, ihre Sache aufzugeben. Man wurde erbittert, man

suchte seine Gegner auf der Kanzel zu widerlegen; aber mehr als einmal fiel ein solcher, der eben um aufzupassen in die Kirche gegangen war, dem Prediger in's Wort, und suchte ihn zu widerlegen; es erhob sich ein eigentliches Disputiren.

Um solchen ärgerlichen Auftritten zuvorzukommen, berief der Rath alle Geistlichen des Cantons auf den 29. Jenner 1523 zu einem Religionsgespräche auf das Rathhaus nach Zürich, da solle jeder die Richtigkeit seiner Meynung durch Aussprüche aus der Heiligen Schrift beweisen; der Rath werde dann mit Zuziehung von Gelehrten entscheiden, wo das Recht sey, und dem gemäß solle sich jeder in Zukunft bey seinen Kanzelvorträgen richten. Auch der Generalvikar des Bischofs von Constanz erschien auf dieser Disputation. Zwingli legte den Geist seiner Lehre in 67 Artikeln vor. Jedermann ward aufgefordert, dagegen zu reden und ihre Falschheit aus der Heiligen Schrift zu erweisen. Lange wollte niemand sich daran wagen. Endlich trat der Generalvikar hervor, focht aber mit so schwachen Gründen, daß Zwingli ihn siegreich widerlegte. Nun beschloß der Rath, es sollen alle Prediger des Landes fortfahren, nichts andres zu predigen, als was sie aus dem heiligen Evangelio beweisen können; keiner aber solle den andern mit Schmähworten belegen, sonst werde er dafür mit aller Strenge bestraft werden.

Bey diesem neuerdings ausgesprochenen Schutze für die biblische Lehre, fiengen mehrere im Volke an, zu fragen, warum man die Messe und die Heiligenbilder nicht abschaffe; ja es wurden sogar einige der Letztern umgestürzt. Hierüber erhob man ein großes Geschrey, und die päbstlich Gesinnten

beschuldigten die Regierung einer tadelhaften Fahrlässigkeit. Noch einmal beschied der Rath alle Geistlichen des Cantons zu einer Versammlung auf den 26. Weinmonat; diejenigen, welche bisher gegen Zwingli gepredigt hatten, wurden aufgefordert, ihre Verunglimpfungen zu beweisen; da aber niemand etwas Haltbares vorzubringen wußte, so ward beschlossen, nun kräftiger an die Abstellung des Aberglaubens und der Mißbräuche zu gehen. Doch ward die Ausführung des Beschlusses noch auf ein halbes Jahr verschoben, damit jedermann Zeit hätte, den Rath eines Bessern zu belehren. Als auch diese Frist ohne eingelegte Gegengründe verflossen war, wurde verordnet, die Messe solle abgeschafft und das Abendmahl nach der Einsetzungsweise Jesu gehalten, die Bilder auf eine anständige Art aus den Kirchen weggethan, und alle Mißbräuche in kirchlichen Dingen aufgehoben werden. Jetzt gieng die Verbesserung ihren Gang fort, die lateinische Sprache bey'm Gottesdienst hörte auf, die Kinder wurden nach einer deutschen Formel getauft, die Wallfahrten unterblieben, die Klöster wurden geöffnet, die Geistlichen verheyratheten sich.

Nicht etwa bloß in Zürich entstuhnden solche Bewegungen und Veränderungen, auch in Deutschland war ein Mann aufgestanden, der, als er den Irrthum in der päbstlichen Lehre erkannte, erschrack, und mit all der Kraft, welche seine redliche Seele und seine feurige Gemüthsart mit sich brachte, dagegen kämpfte: Martin Luther. Er, der Sohn eines armen Bergmanns, gebohren zu Eisleben im Jahr 1483, trat, um sich mit den Wissenschaften ungestört beschäftigen zu können, in ein Kloster, zeichnete sich bald durch seine Gelehrsamkeit aus,

und ward Professor in der sächsischen Stadt Wittenberg. Im Jahr 1510 war er in Rom, und sah mit tiefem Schmerze das sittenlose Leben, das an diesem für heilig geachteten Orte Statt fand. Nach einigen Jahren erschien ein Dominikanermönch, Tetzel, mit päbstlichen Ablaßzedeln in Sachsen, ähnlich dem Samson in der Schweiz. Als Tetzel in die Nähe von Wittenberg kam, lief ihm alles Volk zu, um für ein Paar Groschen Ablaß der vergangenen Sünden zu kaufen. Empört über diesen Mißbrauch, der alle Sittlichkeit zu zerstören drohte, predigte Luther mit großem Eifer gegen den Ablaß, und schlug (1517) an die Schloßkirche in Wittenberg einen großen Bogen, auf welchem 95 Sätze gegen den Ablaß geschrieben waren, mit der Aufforderung an jedermann, mit ihm über diese Sätze zu disputiren, deren Richtigkeit er aus dem Worte Gottes zu beweisen sich getraue. In tausend Abschriften durchliefen Luthers Sätze mit großer Schnelligkeit Deutschland, und erregten allgemeines Aufsehen. Viele freuten sich, daß endlich der Mann sich gefunden habe, der die Wahrheit frey auszusprechen wage: Andere schrieen gegen den Luther, als gegen einen Ungläubigen und Ketzer. Der Pabst belegte ihn mit dem fürchterlichen Bannfluche; dennoch fand Luther Freunde unter den Gelehrten und unter den Fürsten, die muthig mit ihm für die Wahrheit kämpften, und nach langen und heftigen Bewegungen ward in einem großen Theile von Deutschland die päbstliche Gewalt verworfen, und die Kirchenverbesserung durchgesetzt.

Es bleibt immer merkwürdig, daß diese beyden Männer, Luther und Zwingli, ohne anfänglich etwas von einander zu wissen, zu gleicher Zeit den Gedanken

faßten, das Christenthum von den ihm aufgedrungenen Irrthümern zu reinigen, und es wieder zu seiner ursprünglichen Lauterkeit zurückzuführen. Als Zwingli zu Einsiedeln gegen die übermäßige Verehrung der Heiligen, gegen das Fegfeuer, gegen die Wallfahrten und andere Irrthümer predigte, hatte er Luthers Namen nie nennen gehört; eben so wenig dachte Luther bey seinem Beginnen, daß ein Schweizer mit ihm den gleichen Weg verfolge. Es zeigt uns dieß unverkennbar die göttliche Leitung dieser großen Angelegenheit: allenthalben hatte die Vorsehung ihre Werkzeuge bereitet; wir werden dieß um so deutlicher wahrnehmen, wenn wir den Blick wieder auf unser Vaterland zurückwenden.

Aus der Ferne hatte der Leiter der menschlichen Schicksale die Männer herbeygeführt, welche zu Bern den ersten Anstoß zur Kirchenverbesserung geben sollten.

Johann Haller, der Sohn eines wohlhabenden Mannes zu Wyl, im Gebiete des Abts von St. Gallen, gebohren 1487, wurde von seinem Vater zum geistlichen Stande bestimmt. Nachdem er die Schulen zu Wyl und St. Gallen besucht, setzte er seine Studien auf der Universität Erfurt fort, wo er Bekanntschaft mit Luthern machte. Im Jahre 1509 kehrte Haller mit mannigfaltigen Kenntnissen ausgerüstet in's Vaterland zurück, und ward Pfarrhelfer zu Schwytz, wo er von jedermann geachtet und geliebt drey Jahre verblieb. Auf einer Wallfahrt nach der St. Beatenhöhle am Thunersee sprach er im Kloster Interlacken ein, und gefiel dort wegen seiner Gelehrsamkeit und seiner angenehmen Unterhaltung so wohl, daß er zum Lehrer und Prediger daselbst ernannt wurde. Allein die Trägheit und

das ausgelassene Leben der Mönche verbitterten ihm diese Stelle, und er ward Helfer zu Zweysimmen, dann bald nachher zu Thun, wo er mit den dort herum begüterten bernischen Familien von Wattenwyl und May in Bekanntschaft kam, und wegen seiner Kenntnisse und seines Amtseifers von ihnen geschätzt wurde. In seinen Unterhaltungen mit denselben theilte er ihnen seine Gedanken über die Irrthümer und Mißbräuche des Pabstthums mit, die bey der Vergleichung der damals vorgetragenen Lehren mit der Heiligen Schrift in ihm entstanden waren. Beynahe täglich fand er sich in dem Hause Glado May's, Herrn zu Strätlingen, ein; mit dem Schultheißen Jakob von Wattenwyl, einem gottesfürchtigen Manne, stand er in fortdauerndem Briefwechsel, die Religion betreffend, und erregte in Beyden den Wunsch nach einer Reinigung des Gottesdienstes. Bald darauf zum Pfarrer von Scherzlingen, das ganz nahe bey Thun liegt, berufen, setzte er diese Bemühungen eifrig fort, um so mehr, da er nun in den Schriften seines Jugendfreundes Luthers und Zwinglis, die er mit großer Begierde las, ebendieselben Ueberzeugungen fand, die er schon lange gehabt hatte. Hierdurch ermuntert, machte er auch einige rechtschaffene Priester aus der Nachbarschaft mit dem Ergebniß seiner Forschungen bekannt. Bald beschränkte er diese Belehrungen nicht mehr bloß auf den Kreis seiner nähern Bekannten, sondern trug sie auch auf der Kanzel vor. Der Bischof von Lausanne, dem dieß bekannt wurde, glaubte den Mann am sichersten zum Schweigen zu bringen, wenn er ihm ein einträgliches Amt verschaffte. Diejenigen, deren Sinn vorzugsweise an irdischen Vortheilen hängt, trauen auch andern eben diese Denkungsart

zu, und glauben, sie durch zeitlichen Gewinn leicht zu beherrschen. Der Bischof empfahl den armen Pfarrer zu Scherzlingen für die mit reichen Zehnten begabte Pfarrey Amsoldingen, und sie ward ihm zu Theil. Herzlichen Dank empfand Haller gegen seinen Beförderer, aber die Wahrheit verläugnete er nicht; er trug sie auch auf der neuen Kanzel mit allem Feuer der Ueberzeugung vor. Ja er that sogar einen Schritt, der allen, welche an den päbstlichen Geboten hingen, höchlich mißfiel. Seine Schwestern, die bis dahin sein Hauswesen besorgt hatten, wurden ihrer guten Eigenschaften wegen eine nach der andern von Bürgern der benachbarten Stadt Thun zur Ehe begehrt. Haller gerieth in große Verlegenheit. Eine fremde Haushälterin wollte er durchaus nicht zu sich nehmen; und doch erforderten des Hauses vielfältige Geschäfte unumgänglich eine weibliche Obsorge. Da fand er, das Beßte sey, nach dem allgemeinen Beyspiel der Bischöfe und Lehrer früherer Zeiten, sich zu verheyrathen. Er theilte dem Schultheißen von Wattenwyl sein Vorhaben mit; dieser billigte es, rieth ihm aber, sich in Zürich, wo bereits die päbstlichen Satzungen nicht mehr über der Bibel ständen, nach einer Frau umzusehen. Haller bewarb sich also durch seine Freunde um die Hand der Verena Zehrer, welche dem Hauswesen des um die Kirchenverbesserung hochverdienten Bürgermeisters, Marx Röust, zu Zürich vorstuhnd. Die Hochzeit wurde in Zürich gefeyert; großer Unwille ergriff den Bischof von Lausanne und einige am Alten festhängende Glieder des Raths zu Bern, als der Pfarrer mit seiner Gattin zurück kam. Dieß war der erste verheyrathete Geistliche des Cantons Bern;

bey der Taufe seines Sohns *) rief einer von den Taufzeugen, Simon Lüthard, ein alter, frommer Priester, der es immer getadelt hatte, daß die Geistlichen unverheyrathet blieben, voll dankbaren Gefühls gegen Gott jene Worte Simeons im Tempel zu Jerusalem (Luc. 2, 29): Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren! — Haller mußte fortan mancherley Anfechtungen und Verdrießlichkeiten erdulden, aber nichts desto weniger verkündigte er standhaft die Wahrheit, wobey der Schultheiß von Wattenwyl ihm nicht nur Muth einsprach, sondern ihn auch kräftig gegen seine Feinde schützte; zugleich rieth der hochbetagte Mann, daß nach seinem Absterben der eifrige Prediger sich sogleich nach Zürich begeben sollte. Haller befolgte den Rath. Sobald der Schultheiß zur ewigen Ruhe eingegangen war, legte er sein Amt nieder, lebte noch einige Zeit in Thun, und gieng dann nach Zürich, wo er Helfer am Münster und dann Pfarrer in Bülach wurde.

Während so dieser Mann in der bernischen Landschaft zuerst eine reinere Erkenntniß des Evangeliums verbreitete, arbeiteten in der Stadt selbst zwey Andere eben so thätig für diesen schönen Endzweck: Berchtold Haller und Sebastian Meyer.

Berchtold Haller, gebohren zu Aldingen, einem Dorfe unfern der schwäbischen Stadt Rothweil, im Jahre 1492, studierte mit dem nachher so berühmt gewordenen Melanchthon **) zu Pforzheim, dann zu

---

*) Der im Jahr 1552 Dekan zu Bern wurde.

**) Er war Luthers Freund und einer der thätigsten Beförderer der Kirchenverbesserung in Deutschland.

Cöln. Seine erworbene Gelehrsamkeit verschaffte ihm eine Stelle an der Schule zu Basel, und bald darauf eine zu Bern (1518), wo seine Kenntnisse und sein Unterricht so sehr gefielen, daß er in Kurzem zum Chorherrn der Stift ernennt wurde. Mit nicht geringerem Erfolg als den Lehrstuhl in der Schule bestieg er die Kanzel, und seine Predigten erwarben ihm solchen Beyfall, daß man ihm 1521 die Leutpriesterstelle am Münster anvertraute *). Hier hatte er nun die beßte Gelegenheit, seine durch fleißiges Forschen in der Heiligen Schrift erlangten hellern Einsichten auch seinen Zuhörern mitzutheilen. Er zeigte, wie nicht die Beobachtung äusserer Ceremonien, nicht Fasten, nicht Wallfahrten, nicht die Menge der hergesagten Gebete, nicht Einschließung in Klöster, sondern dankbare Liebe gegen Gott, treuer Gehorsam gegen seine Befehle, aufrichtige und thätige Liebe gegen die Mitmenschen, die Hauptsache des Christenthums seyen; wer das sich tief in's Herz präge, wer das zum höchsten Geschäfte seines Lebens mache, der sey ein Kind Gottes, und dürfe auf seine väterliche Vorsorge und auf seine ewige Gnade fest vertrauen. Durch seine Beredtsamkeit riß er seine Zuhörer hin, und der Fleiß, womit er sein Amt verwaltete, die Klugheit und Freundlichkeit, die er im Umgange mit den Leuten an Tag legte, mehrten das ihm geschenkte Zutrauen, so daß seine Belehrungen auf den Verstand und die Herzen der Bürgerschaft kräftig wirkten.

*) Leutpriester nannte man denjenigen Geistlichen, dem das Predigen, das Meßlesen, der Besuch der Kranken, kurz der Umgang mit den Leuten seines Pfarrbezirkes oblag, während die Chorherren nur den Chorgesang und ihre eigenen Studien zu besorgen hatten.

Seine Bemühungen unterstützte sein Freund Sebastian Meyer von Neuenburg, einem Städtchen am Rhein, einige Stunden unterhalb Basel, gebohren 1465. Nachdem er zu Basel und auf mehrern berühmten Schulen studirt hatte, trat er in den Franziskaner-Orden. Wegen seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit wurde er zum Professor in Straßburg angestellt, und später kam er in eben dieser Eigenschaft in das Franziskaner-Kloster zu Bern. Hier erklärte er seinen Ordensbrüdern, statt der unnützen Spitzfindigkeiten und Wortklaubereyen ihrer Ordensvorfahren, die Briefe Pauli auf eine Weise, daß ihnen ein ganz neues Licht über die Bibel aufging; und dem Volke predigte er, statt der seltsamen Geschichten der Heiligen, die es sonst zu hören gewohnt war, über das apostolische Glaubensbekenntniß so klar, so eindringend und fruchtbar, daß ganz andere Begriffe von dem Wesen eines Christen dadurch geweckt wurden. Daher ist es sich nicht zu verwundern, wenn die Anhänger der so lange bestandenen Irrthümer ihn haßten, ihn einen Erzketzer und Vater der Verführung nannten, und ihm einen baldigen Tod auf dem Scheiterhaufen weissagten.

Um seinem Beginnen kräftiger zu widerstehen, verklagten sie ihn und Hallern bey dem Bischofe von Lausanne, Sebastian von Montfaulcon. Dieser, höchlich geärgert über die Lehren der beyden Prediger, beschwerte sich bey dem Rathe zu Bern bitter über dieselben, und verlangte ihre Auslieferung (im August 1522), um sie vor einem geistlichen Gerichte über die ihnen angeschuldigten Irrthümer zu verhören. Haller wurde vor Rath gefordert, um sich zu verantworten. Als er sich dem Rath-

hause näherte, fand er vor demselben eine Menge Bürger in lebhaftem Wortwechsel über seine Sache, indem die einen ihn tadelten, die andern ihm Beyfall gaben. Gleiche Verschiedenheit der Meynungen herrschte in der Rathsversammlung selbst, als er, zur Verantwortung aufgefordert, in freymüthiger Rede seine in der Bibel gegründete Lehre auseinandergesetzt hatte. Unser Leutpriester soll fortfahren, das Wort Gottes aufrichtig und unerschrocken zu predigen, riefen die Einen, während die Andern drohten, daß sie solche Abweichung von dem Glauben der Väter nimmermehr zugeben würden. Der Wortwechsel ward so heftig, daß Hallers Freunde, über den Ausgang besorgt, ihm winkten, sich zu entfernen. Sie begleiteten ihn in seine Wohnung, wo sie ihn bewachten, damit nicht etwa eine Entführung desselben Statt finden könnte. Der Rath aber, nach langer und stürmischer Erörterung, beschloß, dem Bischof in seinem Begehren nicht zu willfahren, sondern ihm zu antworten: wenn er gegen die Prediger zu klagen habe, so möchte er es zu Bern anbringen; man werde ihm gut Recht halten, aber in der Stadt selbst. Zu diesem den Predigern günstigen Entscheide trug das Gutachten des Hauptes der bernischen Geistlichkeit, des Probstes an der Stift, nicht wenig bey.

Niklaus von Wattenwyl, der Sohn des die Reformation befördernden Schultheissen, hatte dem geistlichen Stande sich gewidmet, und durch anhaltendes Studiren und die dadurch erlangte Gelehrsamkeit sich tüchtig dazu gemacht. Schon in seinem siebenzehnten Jahre ward er Chorherr zu Bern, stieg von Würde zu Würde, so daß er zugleich Domherr zu Basel, Constanz und Lausanne, Prior

zu Mont-Preveyres*), Abt zu Monteron**), Domprobst zu Lausanne, und seit 1521 auch Probst der Stift zu Bern war. Aber all dieser Glanz konnte ihn nicht verblenden, daß er nicht die Wahrheit erkannt hätte, ächte Frömmigkeit war ihm doch das Höchste, und innig schätzte er diejenigen, welche sich bemühten, das Christenthum von menschlichen Zusätzen zu reinigen, seine Gebote und Verheißungen in ihrem wahren Sinne darzustellen, und so seiner göttlichen Kraft zur Seligkeit Raum zu geben. Daher war er denn auch mit Zwingli in freundschaftlichen Verhältnissen, unterhielt mit ihm einen beständigen Briefwechsel, und freute sich der Fortschritte, welche die reinere Erkenntniß machte. Darum schätzte er denn auch Hallers rein evangelische Predigten, und erklärte unverhohlen, daß er nichts Arges darin finde. Das Wort eines so gelehrten und in geistlichen Würden so hochstehenden Mannes leitete manchen, der kein eigenes Urtheil wagte. Indeß war der sanfte und nachgiebige Haller durch diesen unruhigen Auftritt so geschreckt worden, daß er sich vornahm, mit seinem Freunde Thomas Wyttenbach, der wegen seiner Bestreitung der päbstlichen Lehrsatze von Biel vertrieben wurde, nach Basel zu gehen. Zwingli aber, dem er von seinem Vorhaben Nachricht gegeben, sprach ihm wieder Muth ein; indem er ihn an die Apostel erinnerte, die ungeachtet aller Mühseligkeiten und Verfolgungen standhaft in der Verkündigung des göttlichen Wortes geblieben seyen. Haller folgte

*) Mont-Preveyres, ehemals ein Kloster, auf dem Berge zwischen Milden und Lausanne.

**) Monteron, ein ehemaliges Cisterzienzer-Kloster, unfern Mont-Preveyres, zwey Stunden von Lausanne.

der Ermahnung des Freundes, und blieb. Wenn Haller und Meyer in ernsten Reden den Aberglauben angriffen, und die Mißbräuche zu verdrängen suchten, so wirkte ein Berner weltlichen Standes durch Scherz und Spott dazu kräftig mit. Niklaus Manuel, gebohren aus angesehenem Geschlechte, 1484, mit einem muntern und scharfsinnigen Geist ausgestattet, hatte mit großem Fleiße sich auf die Wissenschaften gelegt, dabey aber mit besonderer Vorliebe die Malerey und die Dichtkunst geübt. Der Stolz, die Unwissenheit und das ausgelassene Leben vieler Geistlichen seiner Zeit hatten ihn, der so gerne Vorbilder der Frömmigkeit in ihnen gesehen hätte, gereitzt, solche Unwürdige in Malereyen oder Gedichten lächerlich zu machen. So hatte er an die Mauer des Dominikaner-Klosters einen Todtentanz gemalt, d. h. eine Vorstellung, wie der Tod, als ein menschliches Geripp abgebildet, sich zu den verschiedenen Ständen der menschlichen Gesellschaft naht, und sie tanzend aus dem Leben wegführt. Unter jedes tanzende Paar aber waren Verse geschrieben, von denen diejenigen, welche auf den Pabst, auf die Cardinäle und Klostergeistlichen sich beziehen, voll Tadel ihres ungeistlichen Lebens sind. Lachend lasen die Vorübergehenden diese Verse, und sie gaben zu manchen Bemerkungen Anlaß. An der Herrenfastnacht 1522 ließ er an der Kreuzgasse durch die Studenten eine von ihm gedichtete Comödie, der Todtenfresser betitelt, aufführen *), bey welcher

*) Die Aufführung von Comödien auf öffentlichen Plätzen während der Fastnachtzeit war damals sehr üblich, so wie noch heute hin und wieder an katholischen Orten an der Ostern Stücke aus der Leidensgeschichte Jesu aufgeführt werden.

der Pabst, die Cardinäle, die Bischöfe und Aebte klagend auftreten, weil ihnen durch die von den neuern Predigern verbreiteten Lehren so viele Einkünfte entzogen würden, und sie sich, wenn dieselben allgemeinen Eingang finden sollten, statt des bisherigen bequemen Lebens, mit Studiren quälen müßten, da man verlange, daß jeder Geistliche die Bibel durch und durch kenne, und auch sonst ein gelehrter Mann sey; deßwegen verbinden sie sich denn auch untereinander, diesen Neuerungen aus allen Kräften zu widerstehen. Acht Tage hernach ließ Manuel eine zweyte Comödie vorstellen, um den großen Abstand zwischen der päbstlichen Pracht und der Demuth Jesu recht sichtbar zu machen. Auf der einen Seite der Gasse ritt auf einer Eselin Jesus mit der Dornenkrone auf dem Haupte, begleitet von seinen einfach gekleideten Jüngern, von Armen, Blinden, Lahmen, und mancherley Gebrechlichen; auf der andern Seite prangte auf einem prächtigen weißen Schimmel, im Harnisch *), der Pabst mit der dreyfachen Krone auf dem Haupte, umgeben von Rittern und Knappen mit Fahnen und Schwerdtern. Zwischen diesen beyden Comödien, am sogenannten Aschermittwoch, veranstaltete Manuel einen Leichenzug, der beynahe durch alle Gassen der Stadt ging. Auf der Todtenbahre lagen eine Menge Ablaßbullen und was dahin Bezug hatte, hintenher folgten die mit ihrem Verkaufe beauftragten Mönche und andere Freunde des Pabstes mit betrübten Gesichtern und laut klagend, daß der gewinnreiche Ablaß, der

*) Pabst Julius II, der kurze Zeit vor der Reformation, von 1505 bis 1514, regierte, belagerte in eigener Person die Stadt Mirandola, und führte im Harnisch seine Truppen an.

so manche Kiste voll Geld nach Rom gebracht, dahin sey und zu Grab getragen werde. Andere hingegen sangen ein von dem Dichter verfertigtes Lied (Bohnenlied genannt), worin das ganze Wesen des Ablasses mit seinen verderblichen Folgen und Wirkungen mit beißendem Spotte geschildert war.

Diese Vorstellungen machten auf das Volk einen ausserordentlichen Eindruck, weil es gerade jetzt für dieselben äußerst empfänglich und geneigt war, allem Glauben beyzumessen, was durch dieselben angedeutet wurde. Hätte sich jemand erkühnt, zwanzig Jahre früher solche Vorstellungen öffentlich aufzuführen, empört würde das Volk gegen ihn sich erhoben und für seine Verwegenheit ihn gezüchtigt haben; allein die grausenvolle Jetzergeschichte, der Betrug mit dem St. Annen-Schädel, Samsons Ablaßkram und andere Vorfälle, die wir oben erzählten, hatten dem großen Haufen, der sonst die von den Vätern hergebrachten Uebungen verehrte und in treuherziger Ehrlichkeit annahm, was die Priester lehrten, die Augen geöffnet, und ihn mißtrauisch gemacht. Die Einsichtsvollen, die Verständigen und Nachdenkenden hatten längst die Mißbräuche bemerkt, die im Laufe von Jahrhunderten allmählig aufgekommen waren; dem Volke hingegen, das zu Erlangung vielfältiger Wissenschaft die Zeit nicht hat, und zum Nachdenken weniger gewöhnt ist, müssen dieselben durch auffallende äussere Erscheinungen einleuchtend gemacht werden; daher geschah es nicht ohne besondere Zulassung der göttlichen Vorsehung, daß gerade zu jener Zeit, wo die zu Werkzeugen der heilsamen Verbesserung bestimmten Männer anfiengen hervorzutreten, eine Menge von Ereignissen sich zusammendrängte, welche auch die Unge-

bildeten auf die Mängel des bisher Bestandenen aufmerksam machten.

Manuels Comödien wurden gedruckt, zu vielen Tausenden verkauft, und von dem Volke begierig gelesen. Vergebens wurden sie von den Anhängern des Pabstthums in großer Zahl aufgekauft und verbrannt; es gelang ihnen nicht, sie zu unterdrücken, denn immer neue Auflagen giengen unter den Pressen hervor, um der häufigen Nachfrage zu entsprechen.

Je mehr aber die Rede von der Abschaffung der Mißbräuche unter dem Volk in Umlauf kam, desto größer ward auch die Uneinigkeit, indem die Anhänger des Pabstthums drohten, daß denjenigen, welche von Zwingli und seinen Freunden geschriebene Bücher läsen, das Abendmahl nicht mehr gereicht, sie auch nicht nach christlichem Gebrauche zur Erde bestattet werden sollten. Dieß trieb dann Manchen zu wirklichen Beschimpfungen gegen die Prediger des Evangeliums, die Zwinglis Lehren aus der Heil. Schrift vertheidigten. So ward Professor Sebastian Meyer von einem Bürger, Wilhelm Zieli, als ein Ketzer, der verführerische Lehre predige, gescholten, mit dem Beysatze, schon in den Niederlanden, wo er sich vorher aufgehalten, habe er sich ähnlicher Frevel schuldig gemacht, weswegen er von dort fortgeschickt worden sey. Meyer beklagte sich über solche Lästerungen; und da Zieli nicht läugnen konnte, dieß geredt zu haben, so mußte er dem Schultheissen durch ein Handgelübd bezeugen, daß er die Beschuldigung erdacht, und nie etwas anders als Gutes von Meyern gehört habe; zugleich ward er auch, wie bey Scheltungen üblich war, um Geld gebüßt.

Um aber ähnlichen Auftritten zuvorzukommen

und

und die Erbitterung, welche zu Stadt und Land überhand nahm, zu stillen, machte die Regierung nach ernstlicher Berathschlagung den 15ten Brachmonat 1523 folgende Verordnung: „Da unter den Predigern unsers Landes große Zwietracht entstanden „ist, indem einige behaupten, das Evangelium, so „wie es in der Schrift stehe, lauter und gewissenhaft zu predigen, während andere sie dafür als „Irrlehrer und Verführer schelten, wodurch dann „das Volk, das nichts anders, als nach Christi „Lehre zu leben wünscht, in große Verwirrung und „Angst versetzt wird, und nicht mehr weiß, woran „es sich halten solle, so haben wir beschlossen, daß „von nun an alle Prediger nichts anderes, als „einzig das Heilige Evangelium und die „Lehre Gottes öffentlich und unverborgen „verkündigen, und hingegen alle andern Lehren und Erfindungen, sie seyen von Luther oder „Andern ausgegangen, beyseits thun und dieselben „nicht predigen sollen; denn wir wollen, daß jeder „Prediger dem Volke die bloße, lautere „Wahrheit der Heil. Schrift vortrage. „Wenn aber Jemand in unserm Gebiet dieser „Verordnung zuwider handeln und den Andern „Ketzer schelten, oder etwas auf der Kanzel vortragen würde, das er nicht aus der Heil. Schrift „beweisen kann, demselben soll das Predigen verboten werden, und scharfe Strafe ihn treffen.“

Mit dieser Verordnung waren beyde Theile zufrieden, die Anhänger des Pabstes freuten sich, daß Luther und seine Erfindungen, die sie nicht in der Bibel gegründet glaubten, dadurch aberkannt seyen; die Freunde der Kirchenverbesserung stützten sich darauf, daß man nichts predigen solle, als das

Bayerische Staatsbibliothek München

Heilige Evangelium und die bloße lautere Wahrheit der Heil. Schrift, was ja eben ihr Wunsch und Bestreben sey.

Aber freylich eben deswegen erreichte die Regierung ihren Zweck nicht, dem Hader zuvorzukommen und den Frieden wieder herzustellen, denn jeder Theil, auf den Beschluß gestützt, fuhr in seiner Predigtweise fort. Eben diese fortdauernden Streitigkeiten gaben denn auch denjenigen, welche von der Kirchenverbesserung nichts wissen wollten, einen erwünschten Anlaß, dagegen zu eifern.

Besonders ermahnten die innern Cantone der Schweiz: Luzern, Ury, Schwytz, Unterwalden und Zug zu standhafter Behauptung des alten Glaubens. Um auch Zürich dazu zu bewegen, hielten die zwölf Cantone im Heumonat 1523 eine Tagsatzung zu Bern; hier nun wurde scharf gegen die Lehrer geredet, welche dem Volke Zweifel gegen seine von den Vätern erhaltene Religion beyzubringen suchten, und sie wurden als die Stifter aller Unruhen dargestellt. Wehret bey Zeiten, liebe Eidgenossen, sprach ein Bernischer Rathsherr, der fest am Alten hing, wehret bey Zeiten, daß die Lutherische Sache und die, welche dafür arbeiten, nicht die Oberhand gewinnen. Denn zu Zürich haben sie es so weit gebracht, daß wenn auch der Rath daselbst es gern anders wenden möchte, er nicht mehr kann. Es ist sogar dahin gekommen, daß mancher in seinem eigenen Hause nicht mehr sicher und beynahe genöthigt ist, sich durch Geharnischte vertheidigen zu lassen.

Auf ähnliche Weise wurden auch auf der zwey Monate später zu Luzern abgehaltenen Tagsatzung die Freunde der Reformation angeschuldigt; daher

Bayerische Staatsbibliothek München

ist sich nicht zu verwundern, wenn vorgeschlagen wurde, daß man alle Lutherischen und Zwinglischen streng abweisen und bestrafen, und den Zwingli, wenn er auf dem Gebiete der zwölf Cantone angetroffen würde, gefangen nehmen sollte. Wie wenig die Verordnung vom Brachmonat die gewünschte Ruhe herzustellen vermochte, beweist ein Vorfall mit Sebastian Meyer. Er hatte einen Besuch in dem Nonnenkloster zu Fraubrunnen gemacht, wo sich eben auch einige Geistliche aus der Umgegend einfanden. Das Gespräch kam bald auf die Religionsangelegenheiten, und besonders auf diejenigen Punkte, worin man von einander abwich. Meyer behauptete, es sey gut, daß die Bibel dem Volke bekannt gemacht werde, und zum christlichen Glauben gehöre nichts, als was in derselben stehe. Die Andern hingegen meynten, das Volk bedürfe der Bibel nicht, weil es sie mißverstehe, und was der Pabst gebiete, sey eben so gut Christengebot, als was im Evangelium stehe, weil er der Statthalter Christi auf Erden sey. Man stritt lebhaft miteinander, Meyer sprach mit allem Feuer der Ueberzeugung. Wenige Tage nachher wurde von seinen Feinden dem Rathe die Anzeige gemacht: der Franziskaner-Prediger habe zu Fraubrunnen unleidenlich über die Religion gesprochen, die rechtgläubigen Prediger und die Klostergeistlichen angegriffen, und selbst von der Regierung Böses gesagt. Meyer, von dieser Verläumdung unterrichtet und seiner Unschuld bewußt, verlangte eine strenge Untersuchung. Die Geistlichen, welche dem Gespräche beygewohnt hatten, wurden in die Stadt beschieden und verhört, auch die Nonnen zu Fraubrunnen wurden durch ihre Aebtissin über den eigentlichen Hergang

befragt. Aus der ganzen Untersuchung ging hervor, daß Meyer nichts Ungebührliches geredet habe und sein Ansehen wurde durch diesen Vorgang nur noch höher gehoben.

Desto mehr wurden hingegen die Feinde der Reformation erbittert, ihr Unwillen gegen die Prediger der Verbesserung stieg mit jedem Tage, und sie waren entschlossen Alles anzuwenden, um dieselben zu stürzen. Wie sehr freuten sie sich daher, als bald darauf ein erwünschter Anlaß sich ihnen darbot, Hallern auf Leib und Leben zu verklagen.

Im Herbstmonat dieses Jahres (1523), am St. Michaelsfeste, das von den Klosterfrauen in der Insel, als das Fest ihres Patrons, mit besonderer Feyerlichkeit begangen wurde, fanden sich mit andern Gästen auch Haller, Meyer, und der eben in Bern anwesende Doktor Wyttenbach von Biel in dem Kloster ein. Haller gerieth mit der Nonne Clara May, der Tochter des Claudius May, Herrn von Strätlingen, den wir als einen Freund der Kirchenverbesserung kennen, in Gegenwart ihrer Großmutter, der Wittwe des Venner Brüggler, in ein Gespräch über das Klosterleben, über die bey'm Eintritt abzulegenden Gelübde, und über die Ehe. Er behauptete, das Klosterleben habe keinen so großen Werth, als man demselben gewöhnlich beylege, es befördere die Unthätigkeit und verhindere die Ausübung mancher Pflichten, die zum Besten der menschlichen Gesellschaft dienten, und das Gelübde, sich nie zu verheyrathen, dünke ihn nichts Verdienstliches; im Gegentheil scheine ihm eine friedliche Ehe, wo die Ehegatten einander in allen Beschwerden des Lebens beystehen, und ihre Kinder zu frommen und nützlichen Menschen erziehen, weit

lobenswürdiger; die Ehe sey von Gott eingesetzt, die Klöster aber seyen nur eine menschliche Erfindung. Seine Freunde, die hin und wieder auch ein Wort dazu sprachen, unterstützten seine Meynung. Einige Nonnen, die von der Heiligkeit des Klosterlebens hohe Begriffe hatten, hörten mit großem Aerger diesem Gespräche zu, und gaben ihren Bekannten Nachricht davon. Bald verbreitete sich das Gerücht davon in der ganzen Stadt, und, wie es zu gehen pflegt, mit Zusätzen und Veränderungen. Hallers Feinde frohlockten, und beschloßen, den Vorfall sogleich zu seinem Verderben zu benutzen. Mit großer Eile trugen sie dem Rathe vor: Haller habe eine unerhörte Lästerung ausgestoßen, indem er sich nicht gescheut hätte zu sagen: „alle Nonnen seyen in des Teufels Stand, und also auch des Teufels.“ Die Stadtsatzung spreche hierüber das Urtheil: „Wer eine Nonne aus der Insel verführe, der habe das Leben verwirkt.“ Da nun die drey Lutherischen Prediger nicht nur eine Nonne, sondern das ganze Kloster hätten verführen wollen, so haben sie alle den Tod verdient; aus besonderer Gnade und um großes Aufsehen zu vermeiden, könnte man ihnen das Leben schenken, sie aber sogleich anhalten zu schwören, die Stadt zu verlassen, und solche nie mehr zu betreten. Der Rath, eingenommen durch die Anklage, welche unzweifelhaft schien, gab sein Urtheil ganz in diesem Sinne, und ungesäumt wurde der große Rath zum höchsten Entscheid zusammengerufen. Man trug ihm die Sache in allgemeinen Ausdrücken vor, als ob es unbekannte Personen wären; niemand widersprach dem Urtheile, es schien dem Vergehen angemessen. Als aber die Namen derjenigen, welche es begangen haben sollten, ge-

nannt wurden, erschracken ihre Freunde, denn schon wußten sie von dem Ereignisse, fanden es aber sehr entstellt. Bernhard Tillmann, ein noch junger Mann, wohl beredt, stuhnd auf, und sprach: „es ist doch „ein Hartes, die Prediger unverhört zu verurtheilen. „Ganz anders habe ich die Sache von ihnen ver„nommen, und doch ist ihnen eben so wohl zu glau„ben, als den Frauen!“ Sein Wort fand Eingang, und man beschloß, die Prediger auf der Stelle holen zu lassen. Sie erschienen, nicht wissend, warum es sich handle. Sie erstaunten, als ihnen die Klage bekannt gemacht wurde, und betheuerten, nichts anders geredet zu haben, als was sie schon oft auf der Kanzel vorgetragen und aus Gottes Wort bewiesen hätten *). Wie? rief der alte Venner Krauchthaler, man wird euch eine ehrbare Frau vor die Augen stellen, die mit eigenen Ohren eure unerträglichen Reden gehört hat. Mehrere Glieder des Raths, die den Umwandlungen in Kirchensachen abgeneigt waren, gaben ihm Beyfall, und wollten die alte Frau Brüggler vor die Versammlung bescheiden, andere fanden dieß unthunlich: es erhob sich ein heftiger Wortwechsel. Da half ein glücklicher Einfall des Venners Weingarten aus der Verlegenheit; ich glaube, sprach er, der Klägerin und den Beklagten, diese haben es nicht schlimm gemeynt; allein die ehrliche Matrone erschrack über die ungewohnte Rede; ich halte dafür, die Prediger sollen in Zukunft auf der Kanzel lehren, und nicht mehr in's Kloster gehen; und hiermit sey dieß Geschäft beendigt. Sein Vorschlag gefiel Allen; die Prediger wurden mit dieser Weisung entlassen.

*) Hierzu die Abbildung.

Z.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

So hing es von Wenigem ab, und dieser Tag hätte einen andern Ausgang genommen, Hallers und Meyers Verbannung würde den Fortgang der reinern Erkenntniß mächtig gehindert haben; aber der Lauf der Dinge in der Welt steht unter einer höhern Leitung, alle List und alle Künste der Menschen vermögen nicht dieselbe zu meistern.

Den Anhängern des Pabstthums mißfiel freylich diese Vereitlung ihrer Wünsche, desto eifriger spähten sie nach einer Gelegenheit, ihren Gegnern eine öffentliche Mißbilligung zuzuwenden; sie fand sich endlich: Valerius Anshelm, der Stadtarzt zu Bern, ein gelehrter Mann, der die Begebenheiten seiner Zeit in einer Chronik beschrieben hat, war schon bey der Jetzer-Geschichte sehr thätig gewesen, den dabey gespielten Betrug zu entdecken, hatte laut seinen Unwillen gegen das Beginnen des Ablaßkrämers Samson geäußert, und den redlichen Bemühungen seines Freundes, Berchtold Haller, unverhehlten Beyfall gegeben. Gründe genug, um ihn Vielen verhaßt zu machen. Seine Gattinn, eben so eifrig, wie er, der evangelischen Lehre zugethan, äußerte sich in einem Gespräche, wo von jemand behauptet wurde, die Jungfrau Maria könne begnadigen und selig machen, und die Ehe der Priester sey eine gottlose Sache: „Jesus sey der „einzige Seligmacher aller Menschen, und da die „Priester des alten Testamentes verheyrathet ge„wesen, müsse wohl die Priester-Ehe nicht verbo„ten seyn.“ Diese Rede wurde mit mancherley Veränderungen herumgetragen und als gotteslästerlich dargestellt, die Frau ward zur Verantwortung gezogen. Einige wollten sie ertränken, andere an den Pranger stellen, endlich verurtheilte man sie

zu 20 Gulden Buße, und daß sie bey dem Bischof um Ablaß bitten solle. Die Buße bezahlte Anshelm, um den Ablaß bewarb er sich nicht. Jetzt wußten es seine Feinde dahin zu bringen, daß ihm die Hälfte seiner Besoldung entzogen wurde, da wich er ihrer Verfolgung und begab sich, nachdem er zwanzig ruhmvolle Jahre zu Bern zugebracht hatte, wiederum in seine Vaterstadt Rothweil. Doch kehrte er nach glücklich zu Stande gekommener Reformation (1529) wieder nach Bern zurück, wo er sein Leben beschloß.

Hatte der Rath schon dieß ganze Jahr hindurch so manche Streitigkeit zu schlichten und so viele bedenkliche Fälle zu ordnen gehabt, so gerieth er jetzt in neue und große Verlegenheit durch das Begehren der Nonnen zu Königsfelden, welche Entlassung aus ihrem Kloster verlangten.

Das Kloster Königsfelden, gestiftet durch die Gemahlin und Kinder des (1308) ermordeten Königs Albrecht auf eben der Stelle, wo der unglückliche Herrscher sein Leben ausgehaucht hatte, im Aargau, nahe bey Brugg, war reich an Gütern, und besetzt mit Nonnen aus vornehmem Geschlechte. Neben den Fräulein aus dem Adel des benachbarten Schwabens befanden sich auch da die Töchter beyder Schultheissen von Bern und mehrerer der Angesehensten der Stadt. Nicht bloß durch Geburt zeichneten diese Klosterfrauen sich aus, sondern eben so sehr durch ihren edeln Geist. Sie benutzten die Stille des Klosters zu ernstem Nachdenken und zum Lesen von Schriften, welche Einsicht und wahre Frömmigkeit beförderten. Die Bibel war täglich in ihren Händen, und mit Aufmerksamkeit lasen sie die Schriften Zwingli's und anderer Männer, welche an der

Reinigung des verdunkelten Christenthums arbeiteten; ja mehrere von ihnen stuhnden mit Zwingli im Briefwechsel, und baten ihn um Erklärung dieser oder jener Stelle der heil. Schrift. Sie fanden das abgeschlossene Klosterleben nicht in Gottes Wort gegründet; sie hielten dafür, es gebe weit heiligere Pflichten in der Welt, und begehrten durch Entlassung aus den einsamen Mauern in ein thätigeres Leben überzugehen. Der Rath zu Bern glaubte, es seyen bloß die Beschwerden der klösterlichen Vorschriften, welche ihnen den Aufenthalt unangenehm machten, und erleichterte dieselben. Man erlaubte ihnen in Betten, statt auf Strohsäcken zu schlafen; man erließ ihnen das Aufstehen zum Gebet in der Nacht, verminderte das Singen im Chor und die Fasten. Aber wie sehr wunderte man sich, als sie erwiederten, das alles sey nur eine Willfährigkeit gegen den Leib, die sie nicht begehrt hätten, dem Geist möchte man zu Hülfe kommen und sie in Freyheit setzen, damit sie nach ihrem Gewissen jede Pflicht üben könnten, welche Gott den Menschen hienieden aufgetragen hätte. Vergebens setzte man ihnen einen Aufseher, den Franziskaner Heinrich Sinner, der sie auf andere Gedanken bringen sollte; er wurde bald selbst von der Richtigkeit ihrer Wünsche überzeugt. Nochmals brachten sie ihre Bitte vor den Rath, und es ward gestattet, daß diejenigen, welche austreten wollten, dieß mit Zustimmung ihrer Verwandten thun könnten. Aber eine solche Vergünstigung beruhigte sie keineswegs, sie fürchteten, die Zurückbleibenden möchten die Bürde nur um so schwerer tragen; ihr Entschluß war, sich nicht von einander zu söndern, und so baten sie denn, „daß „man sie als unschuldig Gefangene barmherzig

„bedenken und frey lassen möchte.“ Als in der Rathsversammlung Venner Krauchthaler das Wort Gefangene hörte, rief er, wie fest er auch am Alten hieng, aus: meine Gefangenen sollen sie nicht seyn. Nun erfolgte (20. November 1523) eine Verordnung, die es jeder Nonne frey stellte, im Kloster zu bleiben oder daraus zu treten.

Diese ertheilte Freyheit wurde von Vielen benutzt, denn kurze Zeit darauf feyerte die Seckelmeisterin des Klosters, Catharina von Bonstetten, zu Bern im Münster ihre Hochzeit mit Wilhelm von Dießbach. Auch mehrere andere der Klosterfrauen wurden die Gattinnen angesehener Männer.

Mit großer Betrübniß sahen die Anhänger der alten Kirchenverfassung solche Ereignisse; um ihnen entgegen zu arbeiten, beschlossen sie einen Prediger zu berufen, der durch eifrige Verfechtung der päbstlichen Lehre sich einen Namen gemacht hatte, und der im Stande wäre, Hallern und Meyern zu widerlegen. Der Dominikaner Hans Heim, der bis jetzt zu Maynz sich aufgehalten hatte, wurde zum Prediger des Dominikaner-Klosters in Bern bestellt. Jetzt gieng der Streit erst recht los; waren Franziskaner und Dominikaner ohnehin seit Jahrhunderten einander abgeneigt und in beständigem Widerspruche, so wurde nun vollends von den Kanzeln der beyden Klöster der lebhafteste Krieg geführt, indem Meyer für, Heim gegen die Kirchenverbesserung kämpften. Als Sonntags den 23sten Oktober 1524 Heim vor einer großen Menge von Zuhörern über die Erlösung predigte, und dabey behauptete, Jesus habe nicht, wie die neuen Lehrer vorgeben, für die Sünden der Menschen allein schon genug gethan, sondern auch wir müßten durch Meß-

opfer und andre so geheißene gute Werke genug thun, und dabey so weit gieng, daß das Verdienst Christi wirklich dadurch verkleinert wurde; so fielen ihm Thomas von Hofen, der Unterschreiber, und Leonhard Tremp, ein Schneider, in's Wort, ihm vorwerfend, dieß sey nicht wahr. Hierüber erhub sich ein großer Lärm, Heims Anhänger riefen ihm zu, nur tapfer fortzufahren, er aber versicherte, das Predigen aufzugeben, wenn jedem erlaubt sey, ihn zu unterbrechen, und hiermit stieg er von der Kanzel. Des folgenden Tages wurden von Hofen und Tremp in's Gefängniß gesetzt, am Mittwoch vor Rath gestellt, wo auch die beyden widerwärtigen Prediger erschienen, man verhörte sie sämmtlich. Der Probst von Wattenwyl und der Dekan Läublin waren, als gelehrte Theologen, ebenfalls dazu berufen worden. Sie fanden Heims Behauptung in der Schrift nicht gegründet. Im Rath selbst waren die Meynungen sehr getheilt, je nachdem die Mitglieder dem einen oder dem andern der Lehrer anhiengen; man äußerte sich sehr lebhaft gegen einander; endlich ward folgender Beschluß gefaßt: die beyden Prediger, deren Lehre sich so sehr widerstreite, sollen, um Fried' und Ruh' zu erhalten, innert drey Tagen die Stadt und ihr Gebiet verlassen, und schwören, dasselbe nie wieder zu betreten; doch soll diese Entlassung ihrer Ehre keinen Abbruch thun.

So mußte nun Meyer, nachdem er so manche Anfechtung glücklich zurückgewiesen hatte, die Stadt verlassen, wo er mit so großem Eifer das Evangelium gepredigt, und zu Beförderung einer richtigen Erkenntniß desselben durch seine Bibelauslegungen so viel beygetragen, und in manchem Bürger die Ueberzeugung geweckt hatte, daß die Frömmigkeit

des Herzens und ein damit übereinstimmendes Leben mehr werth sey, als jene von Menschen eingeführten Satzungen, auf welche man damals die Seligkeit einzig gründen wollte. Er gieng nach Basel, gab den Mönchsstand auf, verheyrathete sich, predigte lange zu Augsburg mit großem Beyfall, und kehrte in seinen spätern Jahren, nach der Reformation, nach Bern zurück. Seine Abreise verursachte allen, denen die Herstellung der einfachen Christusreligion am Herzen lag, tiefen Kummer, denn sie besorgten, Haller allein werde sich zu schwach finden, um seiner Sache Fortgang zu geben; allein der Same wahrer Gottesverehrung war nun einmal in die Gemüther gelegt, und wuchs unter Gottes Segen, troß aller Bemühungen der Gegner, mächtig auf; vor dem allmächtigen Leiter der menschlichen Schicksale gilt weder Menge, noch Gewalt; der aus einem Senfkorn einen Baum erwachsen läßt, welcher Hunderte beschattet und gegen den heftigsten Sturm besteht, giebt auch der geringen Zahl und den Verlassenen den Sieg, wo seine Weisheit es heilsam erachtet. Haller fuhr fort in eifriger Predigt, und seiner Zuhörer wurden immer mehr, so daß die Feinde der Verbesserung wohl einsahen, ohne seine Entfernung sey eigentlich noch nichts gewonnen. Sie machten daher den Anschlag, Hallern des Nachts zu einem Kranken zu berufen, ihn auf der Straße zu überfallen, zu binden, und an den Bischof von Lausanne ausliefern zu lassen. Haller aber, durch einige Steinhauer, die von der Abrede gehört hatten, gewarnt, entgieng der Nachstellung.

Es würde mit der Kirchenverbesserung in Bern, da so viele Bürger derselben günstig waren, weit

schneller vorwärts gegangen seyn, wenn nicht die beständigen Ermahnungen der Mehrheit der Cantone zur Aufrechthaltung des alten Glaubens die Regierung zurückgehalten hätten. Man fürchtete eine gänzliche Auflösung des schweizerischen Bundes, denn die Entzweyung über den alten und neuen Glauben war so groß geworden, und die Erbitterung mehrerer Orte so hoch gestiegen, daß schon im Brachmonat dieses Jahrs Luzern, Ury, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freyburg erklärt hatten, sie würden mit Zürich nimmermehr zu eidgenössischen Berathungen (Tagsatzungen) zusammenkommen, bis es die Messe, die heiligen Bilder und andere alte Gebräuche wieder hergestellt hätte; und als bald darauf auch Schaffhausen, Appenzell und die Stadt St. Gallen, dem Beyspiel Zürichs folgend, sich der Reformation zuwandten, wuchs ihr Unwillen noch mehr, so daß sie denselben in mehreren harten Verfügungen an den Tag legten: ein Zürcher, Jakob Hottinger, der wegen eigenmächtiger Umstürzung eines Kreuzes aus seiner Vaterstadt verbannt worden, und zu Baden gegen die Messe geredet hatte, ward ergriffen und zu Luzern enthauptet; drey angesehene Thurgauer, die an einem wegen Gefangennehmung eines evangelischen Predigers entstandenen Auflauf Theil genommen, bey welchem das Kloster Ittingen verbrannt worden war, wurden, obschon sie sich vielmehr ernstlich bemüht hatten, die aufgebrachten Bauern von dieser Gewaltthat abzuhalten, von den erzürnten Eidgenossen gefoltert und zum Tode verurtheilt.

Eben wegen dieser übergroßen Spannung vermied Bern jeden schnellen Entschluß, rieth immer zur Mäßigung, und gab selbst das Beyspiel dazu,

in der Hoffnung, die oft bewährte Bundestreue werde doch noch am Ende den entstandenen Unwillen besiegen, da denn jeder Canton mit ruhiger Ueberlegung die nach seiner Ueberzeugung nöthig gefundenen Verbesserungen werde anordnen können; darum bewies es beyden Partheyen der Eidgenossen eine freundliche Gesinnung, und gieng wohl bisweilen in seinen schon getroffenen Vorkehren um einen Schritt zurück, wenn es dadurch den gemeinsamen Frieden zu fördern glaubte. So, als Zürich durch die feindseligen Drohungen mehrerer Cantone geschreckt, sich zu Bern beklagte, antwortete dieses: „wir achten dafür, daß es sich nicht gebühre, euch „oder Andere zu nöthigen oder zu drängen, etwas „Anders zu glauben oder zu halten, als euch wohlgefällig ist. Also seyd unserthalb ruhig, und erwartet von uns stets alles Gute, indem es zu unserm „großen Unlieb seyn würde, in diesen Sachen Gewalt gegen euch zu gebrauchen“ So hatte Bern zur Beruhigung der Eidgenossen und um seine Achtung gegen die seit Jahrhunderten bestandenen Ordnungen zu beweisen schon im Frühjahr 1524 den Beschluß gefaßt: daß diejenigen Priester, die sich verheyrathet hätten, ihres Amtes entsetzt werden, und alle die, welche die Mutter Gottes (Maria) oder die Heiligen verachten, oder in der Fastenzeit Fleisch, Eyer und andere verbotene Sachen essen, oder sonst dergleichen unerhörte Dinge begehen würden, hart gestraft werden sollten. Daß diese Verordnung nicht bloß zum Schein gegeben, sondern auch kräftig ausgeführt worden sey, beweist der Umstand, daß alsobald nach derselben drey Chorherren: Heinrich Wölflein, Dietrich Hübschi, und Meinrad Steinbach, die sich verheyrathet hatten,

ihre Stellen verloren. Der Abt des Klosters Trub, Thüring Rust, der sich ebenfalls verehelicht hatte, gab, um nicht entsetzt zu werden, seine Stelle freywillig auf, und ward ein Schindelnmacher *).

Mit Freuden und in der Hoffnung segenreicher Wirkung vereinigte sich Bern, auf der Anfangs November 1524 zu Luzern versammelten Tagsatzung, mit den Cantonen Luzern, Ury, Schwytz, Unterwalden, Zug, Glarus, Freyburg und Solothurn und mit der Landschaft Wallis, zu einer Kirchenverbesserung, die sie, weil der oberste Hirt der Kirche und die geistlichen Obrigkeiten in der dringenden Noth zu schweigen und zu schlafen schienen, von sich aus unternehmen wollten, um Frieden und Einigkeit in der Eidgenossenschaft wieder herzustellen. Eine weitläufige Verordnung ward unter diesen Cantonen besprochen und abgefaßt, die jeder in seinem Gebiete vollziehen sollte; allein so groß war der Einfluß und die Gewalt der Päbstlichgesinnten, daß nicht einmal dieser Versuch zu einer Kirchenverbesserung, obschon der größte Theil der alten Einrichtungen darin bestätigt wurde, zur Ausführung kam. Bern allein blieb standhaft bey der Abrede, und machte unterm 22sten Wintermonat 1524 und 6ten April 1525 zwey umstäudliche Verordnungen bekannt, wie es in Zukunft in Religionsangelegenheiten gehalten werden sollte. Die erste schärft gegenseitige Duldung ein und warnt vor allem Schmähen wegen ungleichem Glauben, dringt auf strenge Beobachtung der Fasten, verlangt von den Priestern, daß sie im Predigen sich genau an das

*) Nach der Reformation wurde er Pfarrer zu Lauperswyl.

Evangelium halten *) und aller eigenmächtigen Auslegung sich enthalten, droht den Geistlichen, welche sich verheirathen, mit Entsetzung, und verbietet die Einfuhr aller Lutherischen oder Zwinglischen Bücher. Die zweyte befahl: nichts gegen den allgemeinen christlichen Glauben vorzunehmen, die sieben Sakramente **) aufrecht zu erhalten, bey'm Abendmahl mit der Hostie sich zu begnügen, und nicht auch die Mittheilung des den Priestern allein vorbehaltenen Weins zu verlangen, die Heiligen-Bilder nicht gering zu schätzen, die Fasten, und andere in der christlichen Kirche angenommene Bußübungen zu achten, die Klöster auf keine Weise zu drängen, keinen Ablaß um Geld zu verkaufen, alle Bücher über Religionsangelegenheiten, die mit den Aussprüchen der Bibel nicht genau übereinstimmen, zu verbrennen. Man sieht, daß diese Verordnung den Fortschritten der Reformation bey weitem nicht so günstig war, als jene vom Brachmonat 1523, welche bestimmt sagte: daß nichts anders, als das Heilige Evangelium und die Lehre Gottes öffentlich und unverborgen verkündigt werden solle, und der angenommenen Ceremonien gar nicht gedenkt, während sie hier geschützt werden. Das kam eben daher, weil man die ängstlichen Gemüther, die über die Abschaffung der

*) Immer noch glaubten Viele treuherzig, alle Behauptungen der Päbstlichgesinnten seyen in der Bibel gegründet, und werden nur durch die eigenmächtigen Auslegungen der neuern Lehrer ungewiß gemacht.

**) Ausser der Taufe und dem Abendmahl wurden auch noch die Ehe, die Priesterweihe, die Beichte, die Firmung und die letzte Oelung als Sakramente angesehen.

der Messe und anderer alten Einrichtungen in Zürich erschrocken waren, beruhigen, und überhaupt eine voreilige Umkehrung des Bestehenden verhüten wollte. Nichtsdestoweniger enthielt die Verordnung von 1525 mehrere Artikel, die den Anmaßungen und Gelderpressungen der Priester ein Ziel setzten, und einige Mißbräuche, über die allgemein geklagt wurde, abstellten; so hieß es darin: was bis dahin um Geld von dem päbstlichen Stuhl erlangt werden konnte, wie Hochzeithalten in verbotenen Zeiten, Erlaubniß zum Fleischessen in der Fasten und dgl., das soll in Zukunft auch ohne Geld erlaubt werden; Streitigkeiten in Ehesachen sollen nicht mehr vor die entfernten Gerichte der Bischöfe, sondern vor den Rath zu Bern gebracht und in deutscher Sprache verhandelt werden, damit die Partheyen es verstehen; die Priester sollen, wenn sie den weltlichen Gesetzen zuwider handeln, vor der weltlichen Obrigkeit verklagt werden können; fremde und untüchtige Personen sollen keine Pfründen mehr sich zueignen, wenn sie schon eine Ernennung vom Pabste vorweisen*), sondern der Rath wird entscheiden, wer zu diesen Aemtern tüchtig sey; kein Geistlicher soll von einem Kranken oder Sterbenden ein Vermächtniß für seine Kirche oder für sein Kloster zu erhalten suchen; Pfarrer, welche sich verheyrathen, sollen deßwegen nicht von ihrem Amte entsetzt werden.

Was die Regierung desto behutsamer bey der Einführung der Reformation machte, war der grobe Mißbrauch und die verderbliche Ueberspannung,

*) Es geschah öfter, daß Soldaten der päbstlichen Leibwache, Kammerdiener und dergl. mit päbstlichen Ernennungsbriefen zu geistlichen Stellen in die Schweiz kamen und in dieselben eingesetzt zu werden verlangten.

welche eigennützige und neuerungssüchtige Menschen von Luthers und Zwinglis Lehren machten. Wenn diese biedern Männer sagten, man solle die Kinder nicht mehr in lateinischer, sondern in deutscher Sprache taufen, damit die Eltern und Taufzeugen auch verstehen, was die Taufe sey, und wozu sie verpflichte; so behaupteten jetzt Mehrere, die noch weiser seyn und es besser wissen wollten, man solle die Kinder gar nicht taufen, bis sie erwachsen und in der christlichen Religion unterrichtet seyen; sie ließen sich daher, zum Theile selbst in einem Alter von 50 und 60 Jahren, neuerdings taufen, und erhielten deßwegen den Namen Wiedertäufer; — wenn Luther und Zwingli es tadelten, daß päbstliche Dispensen ertheilt und dafür dem Volke Geld abgenommen werde; so gab es Volksverführer, die gegen alle Abgaben an Geistliche und Weltliche schimpften, und die am Ende so weit giengen, gar keine Obrigkeit mehr anzuerkennen, keinem Gesetze mehr gehorchen zu wollen, und sich erfrechten, durch Verdrehung der Aussprüche der Heil. Schrift ihre strafbaren Anmaßungen beweisen zu wollen. Große Haufen von Bauern griffen in Deutschland zu den Waffen, und überließen sich den empörendsten Unordnungen und Ausschweifungen, bis sie von den Fürsten in mehrern Schlachten überwunden und, nach Verheerung ihres eigenen Landes, zum Gehorsam gebracht wurden.

Die Feinde der Kirchenverbesserung unterließen nicht, auf dieses Unheil aufmerksam zu machen, und gegen jede Abänderung der bestehenden Einrichtungen zu warnen, weil man ja deutlich sehe, wohin solche Neuerungen führten. So wenig nun der Mißbrauch einer Sache und ihre durchaus verkehrte

Anwendung gegen einen nützlichen Gebrauch beweisen kann, so wurden nichtsdestoweniger viele ängstliche Gemüther durch diese traurigen Verwirrungen geschreckt.

Zu Bern hatten bey der Nachricht von den aufrührischen Bewegungen in dem angrenzenden Deutschland Rath und Bürgerschaft (8. May 1525) sich durch einen Eid verbunden, allen Unwillen, der bisher unter den Einzelnen des ungleichen Glaubens wegen geherrscht, abzulegen, einander nicht mehr Lutherisch oder Päbstisch zu nennen, sondern einmüthig jedem Feinde der Ordnung entgegen zu stehen. Dieser Entschluß ward schriftlich in alle Gemeinden des Landes versandt, um ihre Gesinnung in solch bedenklichen Zeitumständen zu erfahren; und alle antworteten einhellig: sie wollen als fromme und redliche Unterthanen ihrer Obrigkeit mit Leib und Gut beystehen, und dem, was sie ihnen verkünde, treulich nachleben. So wurde in jenen Tagen des Auflaufs die Ruhe im Canton Bern nicht im mindesten unterbrochen, und die rührendste Einigkeit zur Ehre und zur Rettung des Vaterlandes erhalten.

Um dem wiederholten Ansuchen der kleinen Cantone zu entsprechen, schickte Bern gegen Ende des Wintermonats eine Gesandtschaft nach Zürich, in der Absicht den Rath zu bewegen, daß er doch die Messe wieder einführe, und sollte es auch nur Eine täglich in jeder Kirche seyn; sie möchten bedenken, wie Gott die Schweiz zur Zeit des alten Glaubens so herrlich beschützt, und wie viel Glück man bey demselben gehabt habe. Allein Zürich, das nun einmal den entscheidenden Schritt gethan hatte, und zwar nach redlicher Ueberzeugung, aus der Bibel

selbst darüber belehrt, entschuldigte sich, indem es seinen Bürgermeister, Marx Röust, nach Bern sandte. „Liebe Eidgenossen“, sprach dieser (21. Christ„monat 1525), „nie wird Zürich seinen Bund mit „den Cantonen geringschätzen, sondern treulich dem„selben nachleben; sollte man uns aber darum, weil „wir thaten, was wir dem Worte Gottes schuldig „zu seyn glaubten, von den Tagsatzungen aus„schließen, so wollen wir unsere Hoffnung auf Gott „setzen; die Messe können wir nicht wieder einfüh„ren, sie widerspricht dem von Christo gestifteten „Abendmahl, und würde unter unserer Bürgerschaft, „die jetzt in friedlicher Uebereinstimmung lebt, nur „Unruhe stiften. Zu euch, liebe Bundsgenossen! „haben wir das Vertrauen, daß ihr uns nie ver„lassen werdet.“

Diesem Vertrauen der Zürcher entsprach auch Bern so gut, daß es bald darauf (Jenner 1526) den übrigen Cantonen zuschrieb: es habe zu Herstellung allgemeiner Eintracht alles Mögliche versucht, und werde es auch ferner thun; eben darum werden die Berner Zürich nie von den Tagsatzungen ausschließen, und nichts Feindseliges gegen diese Schweizerischen Bundsgenossen unternehmen.

Am Schlusse des Jahres 1525 hatte zu Bern ein unerwartetes Ereigniß aller Augen auf sich gezogen, und in den Gemüthern Vieler einen starken Antrieb für die Kirchenverbesserung gegeben. Der Probst Niklaus von Wattenwyl, von der ganzen Stadt um seiner Gelehrsamkeit und seines untadelhaften Wandels willen geachtet, mit hohen und mannigfaltigen geistlichen Würden überhäuft, und auch bey dem Pabst in solchem Ansehen, daß Niemand zweifelte, er werde bey der ersten Gelegenheit

zur Bischofswürde erhoben werden, gab alle seine geistlichen Aemter auf und verheyrathete sich mit Clara May, die mit Zustimmung ihrer Eltern und Brüder das Dominikaner-Frauenkloster, die Insel, verlassen und den weltlichen Stand angenommen hatte.

Diese Begebenheit wirkte ausserordentlich auf das Urtheil des gemeinen Mannes, der sich, eignen Nachdenkens unfähig, häufig nach der Meynung richtet, die von Andern geehrt wird. Nicht ohne Grund sprach mancher: wenn ein so gelehrter Mann, wie der Probst, der die Heilige Schrift durch und durch kennt, der sein Lebenlang studirt hat, nicht mehr länger an der Spitze der gegenwärtigen Einrichtungen stehen will; wenn alle die Stellen, welche er bekleidet, wenn auch die höchsten Würden, die er noch zu hoffen hat, ihn nicht zurückzuhalten vermögen; so muß er die gewisse Ueberzeugung haben, daß die Lehre der Prediger, mit denen er stets in freundschaftlichem Umgange steht, in Gottes Wort gegründet sey. So zeugte sein Beyspiel mehr für die gute Sache der Reformation, als das Lesen manches Buches. Bald nach ihm verließ auch der Abt der Carthäuser zu Thorberg, Niklaus Schürstein, das Kloster, verheyrathete sich, und zog nach Zürich.

Um den Wirkungen solcher Ereignisse entgegen zu arbeiten, beschlossen die Freunde der alten Kirchensatzungen in den Cantonen, ein feyerliches Gespräch anzustellen, auf welchem sowohl die bisher angenommenen Lehrsätze, als die denselben entgegenstehenden Behauptungen der Reformatoren (d. h. derjenigen, welche eine Verbesserung wünschten) untersucht, erwiesen, und so die Wahrheit klar dar-

gestellt werden sollte, damit endlich einmal der Verwirrung ein Ende gemacht, und das Volk über seinen Glauben sicher gestellt und beruhigt werde. Eine Zeitlang war man ungewiß über den Ort, wo dieß Gespräch abgehalten werden möchte; endlich ward die Stadt Baden im Aargau dazu beliebt. Die feyerliche Eröffnung geschah den 21sten May 1526. Es fanden sich dabey ein die Gesandten von 12 Cantonen, und die der Bischöfe von Constanz, Chur, Lausanne und Basel; auch mehrere benachbarte Fürsten hatten ihre Gelehrten dazu geschickt. Zürich, das ebenfalls eingeladen worden war, entschuldigte sich, weil es aus Allem, was man höre, schon im Voraus sehen könne, daß es nicht unpartheyisch zugehen werde; Baden sey eine Unterthanen-Stadt der mißbilligenden Cantone; sobald an einem sichern Orte die Angelegenheit verhandelt würde, so werden sie gerne daran Theil nehmen. Auch Zwingli erklärte, daß er nach Baden nicht kommen könne, weil die Rede gienge, daß er dort gefangen genommen und nach Luzern geführt werden solle; auch nenne man einen gewissen Hauptmann, der sich anerboten habe, das Todesurtheil an ihm zu vollziehen. Vergebens ließen ihn die eidgenössischen Gesandten noch einmal zur Erscheinung auffordern; er blieb bey seinem Abschlag. Als Vertheidiger der alten Lehrsätze erschienen Johann Meyer, von Eck, gewöhnlich nur Doktor Eck genannt; Thomas Murner, Professor im Franziskaner-Kloster zu Luzern, und Johannes Faber, Vikarius des Bischofs von Constanz. Als Vertheidiger der gewünschten Verbesserung: Johann Hausschein, oder, wie man seinen Namen auf griechisch übersetzt nannte, Oekolampadius. Dieser war zu

Weinsberg in Franken 1482 geboren, studirte zuerst zu Bologna das Recht, nachher zu Heidelberg Theologie; um zu einer gründlichen Kenntniß der Heiligen Schrift zu gelangen, legte er sich besonders auf die griechische und hebräische Sprache. Schon als Prediger zu Augsburg (1518) hatte er oft von der Kanzel gegen die in der Kirche eingerissenen Mißbräuche und den Aberglauben gepredigt, und dadurch viele Feinde sich zugezogen; zu Basel, wo er seit 1522 Professor war, arbeitete er eifrig an der Kirchenverbesserung, und stuhnd in beständigem Briefwechsel mit Zwingli und den übrigen Beförderern derselben in der Schweiz. Berchtold Haller wurde ebenfalls von Bern nach Baden geschickt, und mit ihm Peter Kunz, Pfarrer zu Erlenbach im Simmenthal, ein gelehrter, durch die wohlthätige Anwendung seines Reichthums beliebter Mann, der durch seine Predigten und Gespräche in dem untern Simmenthal der Reformation viele Freunde geweckt hatte. Da Bern aber den für die Beybehaltung des Alten eifernden Cantonen zugesagt hatte, sich nicht von ihnen zu trennen, so wurden Haller und Kunz angewiesen, nicht gegen die Kirchenverfassung im Allgemeinen zu disputiren, sondern nur über ihre eigene Lehre Rechenschaft zu geben.

Was Zwingli schon im Voraus gesagt hatte, daß es bey dem Gespräche in Baden partheyisch hergehen werde, bestätigte sich. Für die Vertheidiger der alten Lehre war eine hohe, prächtige Kanzel errichtet, für die Gegner eine weit geringere; ja, wenn diese freymüthig reden und ihre Sache, aus der Heiligen Schrift gründlich beweisen wollten, hieß man sie schweigen, den Wortführern der andern Parthey hingegen war alles erlaubt. Die Sätze,

welche Eck als Gegenstand des Gespräches aufstellte und die er vertheidigte, waren folgende:

In der bey der Messe geweihten Hostie ist der wahre Leib und das Blut Christi.

In der Messe werden der Leib und das Blut Christi wirklich für die Lebendigen und die Todten geopfert.

Maria und die Heiligen sollen als Fürbitter für die Menschen angerufen werden.

Die Bildnisse Jesu und der Heiligen sollen nicht aus den Kirchen gethan werden.

Es giebt nach diesem Leben ein Fegfeuer.

Die Disputation währte drey Wochen; vier Schreiber mußten alles niederschreiben, was zu Widerlegung und Vertheidigung der angeführten Sätze vorgebracht wurde, damit bey Nachlesung dieser Akten auch diejenigen, welche nicht zugegen gewesen, sich überzeugen könnten, wer Recht habe. Am Schlusse der Disputation wurden die Akten versiegelt und dem Landvogt zu Baden zu einstweiliger Aufbewahrung übergeben.

Die Hoffnung, durch dieses öffentliche Religionsgespräch die Eintracht herzustellen, schlug aber ganz fehl; man wurde vielmehr noch erbitterter als zuvor, weil jede Parthey glaubte, den Sieg davon getragen zu haben. Die für das Alte Eifernden behaupteten, Eck und seine Mitstreiter hätten ihre Sache trefflich gemacht, und die Gegner gänzlich aus dem Felde geschlagen, so daß fortan kein Zweifel mehr an der Wahrheit ihrer Lehre aufkommen könne. Die andere Parthey fand dagegen: Oekolampadius habe seine Lehre unumstößlich aus der Heiligen Schrift erwiesen, während Eck sich nur auf die Kirchenväter berufen, und mit Scheingründen und Trugschlüssen gefochten habe.

Daß die Vertheidiger des Alten ihre Beweise selbst nicht für so ganz überzeugend mögen gehalten haben, erhellet daraus, daß die Cantone Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen, ungeachtet ihres wiederholten Begehrens, nie eines von den vier Exemplaren der Akten zur Einsicht erhalten konnten.

An eben dem Tage, an welchem in Baden die Disputation ihren Anfang nahm, war zu Bern eine stürmische Rathssitzung der gleichen Sache wegen. Die Cantone, welche der Kirchenverbesserung am meisten entgegen waren*), hatten ihre Gesandte nach Bern geschickt, um diesen mächtigen Ort zu gleichen Entschlüssen zu bewegen. Da die Stadt in einer so wichtigen Sache, welche das Gewissen Aller betraf, nicht allein handeln wollte; so waren auch Ausgeschossene vom Lande hereinberufen worden. Die eidgenössischen Gesandten traten vor die Versammlung, an ihrer Spitze der Luzernische Schultheiß Damm. In einer rührenden Rede erinnerte er an die alte Eintracht, an die geleistete Hülfe in großer Noth, an die rühmlichen Siege, welche sie miteinander erkämpft haben, an all das Glück, das den Schweizern durch die Leitung der Vorsehung zu Theil geworden; das Alles sey geschehen, als man mit Einem Herzen und mit Einem Glauben Gott angerufen; wenn Zwietracht unter die Eidgenossen komme, so sey es um des Vaterlandes Ruhm und Glück geschehen: darum solle man in allen Dingen einmüthig zusammenhalten. Diese Rede machte großen Eindruck, besonders auf die

*) Luzern, Ury, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freyburg, Solothurn.

Ausgeschossenen vom Lande, die dadurch hingerissen wurden, so daß die Mehrheit der Stimmen entschied: man wolle sich weder in Religionssachen noch sonst von den Eidgenossen trennen. Vergebens hatten die Freunde der Reformation gerathen, man solle sich nicht also binden; sie vermochten nichts gegen die erregte Begeisterung, und mehrere derselben, wie der Venner Hans von Weingarten, Jakob May, Bernhard Tillmann, Niklaus Manuel verließen noch vor dem Schluß unwillig das Rathhaus.

Dieser glückliche Erfolg ermuthigte die Feinde der Kirchenverbesserung zu weitern Schritten. Sobald Haller von der Disputation zu Baden zurückgekehrt war, ward er verklagt, daß er seit Weihnacht des vergangenen Jahres nicht mehr Messe gelesen habe; da nun die Eidgenossen zu Baden beschlossen hätten, die Messe aufrecht zu erhalten, so solle man ihn dazu verbindlich machen, oder wegschicken. Haller ward vor Rath gefordert, und ihm vorgestellt, daß die Würde eines Chorherrn, die er bekleide, es mit sich bringe, daß er in der Kirche Messe lese; dem solle er sich also unterziehen, oder die Stadt verlassen. Er berief sich auf den großen Rath, vor welchem er sich verantworten werde. In diesem nun erklärte er, wie sehr es ihn betrübe, daß seiner wegen so viel Zwietracht und Uneinigkeit im Rath und in der Bürgerschaft sey; lieber wolle er die Stadt und das Land verlassen, als Ursache solchen Unglücks seyn. Wenn Jemand über seine Predigten zu klagen habe, so sey er bereit, hierüber vollständige Rechenschaft zu geben, denn nie habe er etwas anders gelehrt, als was in der Bibel gegründet sey; Messe aber werde er nicht

mehr lesen, weil es gegen die Heilige Schrift sey; wenn man ihn deßwegen nicht mehr predigen lassen wolle, so gebe er willig seine Chorherrn-Stelle auf, denn ihm sey Gottes Ehre und die Wahrheit des göttlichen Wortes mehr werth, als Bauch und Amt. Dann endigte er seine Verantwortung mit so rührenden und ergreifenden Worten über die Wohlthat des Evangeliums und über die Pflichten des Christen, daß selbst seine Widersächer dadurch bewegt wurden. Es ward daher folgender Beschluß gefaßt: die Chorherrn-Stelle solle ihm genommen *), aber doch das Einkommen derselben noch zwey Jahre gelassen werden, wie es bey Verstorbenen zu Gunsten ihrer Erben geschehe. Hingegen solle er von nun an zum Münsterprediger bestellt seyn, und dafür eine anständige Besoldung erhalten.

Dieser Ausgang der Sache war denjenigen, welche sie angeregt hatten, äusserst unerwartet, und mißfiel ihnen in hohem Grade; sie sahen daraus, welchen Beyfall Hallers Predigten, die den bisherigen Kirchenglauben fort und fort angriffen, erhalten hatten, und wie seine Anhänger sich stets mehrten. In großem Zorne liefen mehrere vom Rathhause, ja verließen sogar die Stadt, um sich anderswo niederzulassen.

Sie irrten sich nicht, wenn sie glaubten, daß die Vorträge des evangelischen Predigers zu Bern mit immer größerm Wohlgefallen angehört würden; das bewies der Auftrag, welchen dieser zu Ende Wintermonats (1526) von dem Rath erhielt, während der Adventzeit und Fasten (vor Weihnacht und Ostern), ausser den gewöhnlichen Predigten, noch

*) Damit er nicht mehr Messe zu lesen brauche.

dreymal in jeder Woche das Wort Gottes den Zuhörern zu erklären, und sich, um der großen Arbeit nicht zu unterliegen, nach einem Gehülfen umzusehen. Er richtete sein Auge auf Franz Kolb, gebohren 1465 zu Röteln, einige Stunden von Basel, der schon im Jahr 1512 zum Prediger am Münster in Bern angestellt worden war, als ein freymüthiger Redner gegen die verdorbenen Sitten geeifert, und besonders die Sucht in fremde Kriegsdienste zu treten getadelt; da er aber keine Frucht seiner Ermahnungen verspürte, einst plötzlich nach einer gehaltenen scharfen Predigt die Stadt verlassen und sich in ein Carthäuser-Kloster zu Nürnberg begeben hatte, um ungestört mit dem Studium der Heiligen Schrift sich zu beschäftigen. Jetzt kam er auf Hallers Einladung desto lieber nach Bern, weil er zu Nürnberg wegen seinen geäußerten Gesinnungen über die Irrthümer in der Messe verfolgt wurde. Anfangs April 1527 langte er zu Bern an, erhielt von der Regierung den ausdrücklichen Befehl, das göttliche Wort zur einzigen Richtschnur seiner Predigten zu machen, und da er gleich darauf die Kanzel betrat, begrüßte er die Zuhörer mit den Worten: „jetzt, da ihr die Wahrheit begehret, will ich bey „euch bleiben!“

Um die gleiche Zeit ward noch ein anderer eifriger Beförderer der evangelischen Lehre in dem Gebiete der Stadt Bern als Prediger angestellt, Wilhelm Farel, gebohren zu Gap in der französischen Landschaft Dauphiné. Er hatte zu Paris studirt, wo er wegen seiner Gelehrsamkeit zum Professor ernannt wurde. Hier äußerte er sich unverholen, daß die christliche Lehre sich einzig auf das Evangelium gründen müsse, wurde deßwegen von

den Freunden der päbstlichen Grundsätze verfolgt, und kam nach Basel, wo er mit Oekolampadius Bekanntschaft machte, mit dem er, so wie mit Berchtold Haller, einen Briefwechsel unterhielt. Im Jahr 1526 suchte er, von mancherley Widerwärtigkeiten umhergetrieben, einen Aufenthalt zu Bern. Haller rieth ihm, nach Aelen, dem einzigen französischen Orte unter Bernischer Oberherrschaft, zu gehen. Dort lebte Farel unter einem andern Namen als Schulmeister, fieng, als er bekannter geworden, auch an zu predigen, und ward den 9. Merz 1527 von der Bernischen Regierung zum Prediger von Aelen ernannt, mit eben dem Auftrage wie Kolb. Ungeachtet das der alten Lehre zugethane und von den Mönchen aufgereizte Volk daselbst viele unruhige Auftritte gegen ihn verursachte, schützte ihn doch der Rath kräftig in seinem Amte.

Alle diese Vorfälle, die Wiederanstellung Hallers, die Berufung Kolbs, die freundliche Aufnahme Farels, die ihnen gegebene Weisung, nur nach Gottes Wort zu predigen, wurden von den Gegnern der Reformation ihren Befreundeten in den für die alte Lehre eifernden Cantonen voll Besorgniß mitgetheilt, und bald schickten die sieben Orte eine Gesandtschaft nach Bern, um dasselbe in der Anhänglichkeit an ihre Parthey zu stärken. Allein Bern, unwillig, daß man gegen Zürich immer feindseliger handle, daß man von den Akten der Disputation zu Baden keine Mittheilung erhalten konnte, daß zu Luzern gegen die Prediger der evangelischen Lehre die heftigsten Schmähschriften gedruckt werden, antwortete: der Rath habe schon vor zwey Jahren, laut der in Luzern getroffenen Verabredung, ein Mandat bekannt gemacht, wie

es in Religionssachen gehalten werden solle, dabey wolle man bleiben, und die Uebertreter bestrafen; wenn etwas daran zu ändern nöthig wäre, so werde man es thun, und bedürfe dazu keinen Rathgeber.

Mit dieser Antwort unzufrieden, kehrten die Gesandten nach Haus. Jetzt erinnerten sich die sieben Orte, wie vor einem Jahre die Anrede an den Rath zu Bern so große Wirkung hervorgebracht habe. In Hoffnung, auf eben diese Weise wieder ihren Wunsch zu erreichen, schrieben sie in ziemlich scharfem Tone an die Berner: sie sollten eine allgemeine Zusammenkunft der Gemeinden von Stadt und Land veranstalten, damit die sieben Orte sich mit denselben über die wichtige Sache des Glaubens unterreden könnten; würde man ihrem Begehren hierinn nicht willfahren, so werden sie ihre Gesandten selbst von Gemeinde zu Gemeinde schicken, um sich bey denselben zu beschweren, daß man zu Bern so manche Neuerung in Glaubenssachen veranstalte, und immer noch evangelische Prediger dulde. Ruhig, aber fest, antworteten die Berner: „wir bleiben bey dem, was wir gesagt „haben; unsere Gemeinden in die Stadt zu berufen, „finden wir nicht nöthig, vielweniger aber werden „wir zugeben, daß jemand anders sie besuche, um „ihnen Beschwerden über Landessachen anzubringen, „und mit ihnen zu rathschlagen; uns allein steht „dieß zu.“

Bis jetzt hatte Bern immer getrachtet, die Freunde der alten Kirchenverfassung zu beruhigen, die Gährung in den Gemüthern zu mildern, und Einmüthigkeit zu erzielen. Jener Versuch aber, in sein Inneres einzugreifen, mußte begründete Be-

sorgnisse erregen. Von nun an entschloß sich die Regierung, selbstständig zu handeln, zu thun, was sie nach ihrer Ueberzeugung für recht halte, und den Gang der Dinge, den sie immer noch um des Friedens willen gehemmt hatte, zu einem sichern Ziele zu führen.

Am 23. April 1527 beschlossen kleine und große Räthe, die Verordnung vom 15. Brachmonat 1523, die der erste Schritt zur Reformation gewesen war, wieder in Kraft zu setzen: daß also Niemand etwas anderes predigen solle, als Gottes Wort. Doch wolle man einstweilen die Messe, die Altäre und die üblichen Ceremonien in ihrem Bestande lassen. Es wurden Abgeordnete an sämmtliche Gemeinden geschickt, um zu vernehmen, welchen Fortgang die evangelische Lehre unter dem Volke gewonnen und welche Gedanken und Wünsche es darüber habe. Nachdem sie ihren Bericht erstattet, wurde schon am 25. May eine zweyte, kräftigere und bestimmtere Verordnung abgefaßt, und an alle Kirchthüren angeschlagen: daß in Zukunft das Wort Gottes frey, öffentlich und unversperrt gepredigt werden solle, wenn schon dieses Predigen den Satzungen und Lehren der Menschen zuwider wäre; das weitläufige Mandat vom 6. April 1525 wurde zurückgezogen, dabey aber anbefohlen, daß jedermann freundliche Duldung gegen den Andern beweisen, und keiner den Andern schmähen solle, wenn auch ihr Glaube verschieden sey.

Jetzt erst ward die Stimmung des Landes recht offenbar, mehrere Gemeinden: Rohrbach, Langnau, Rüderswyl, Bolligen, traten vor Rath und baten, daß man ihnen erlauben möchte, die

Messe abzustellen. Allen, die darum ansuchten, ward es bewilligt. Auch mehrere Zünfte der Stadt Bern, die Schuhmacher, Weber, Kaufleute, Pfister, Steinhauer und Zimmerleute, die im Münster und in der Klosterkirche eigene Altäre hatten, auf denen sie sonst Messe lesen liessen, hoben dieselben auf.

Um diesem ungewissen Zustande abzuhelfen, wo die Einen noch an der Messe hielten, die Andern um deren Abschaffung ansuchten, versammelten sich große und kleine Räthe Sonntag den 17. Wintermonat, und beschlossen nach ernstlicher Erwägung der Sache einmüthig, nach dem Beyspiele von Zürich, ein feyerliches Religionsgespräch in ihrer Stadt abhalten zu lassen, zu welchem die vier Bischöffe von Constanz, Basel, Lausanne und Wallis, deren Amtsverwaltung sich über die Bernischen Lande erstreckte, eingeladen, und sämmtliche Orte der Eidgenossenschaft ersucht werden sollten, ihre Gelehrten, geistliche und weltliche, wider oder für die evangelische Lehre, zu schicken, auch sollten alle Prediger des Cantons Bern diesem Gespräche, das den 7. Jenner 1528 beginnen werde, von Anfang bis zu Ende beywohnen.

Die Bekanntmachung dieses Entschlusses erregte großes Aufsehen nicht nur in der Schweiz, sondern auch außerhalb derselben, und von vielen Seiten her wurde Bern von der Ausführung abgemahnt. Vorerst riethen die vier Bischöfe davon ab; der von Lausanne schrieb, er könne weder selbst bey dem angekündigten Gespräche erscheinen, noch jemand absenden; denn unter seinen Gelehrten sey keiner, der sich getraue, über so wichtige Fragen zu disputiren. Die Cantone Luzern, Ury, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Freyburg, und

und Solothurn erinnerten die Berner an ihre Zusage, sich in Religionssachen nicht von den Eidgenossen zu trennen, und an den Ausgang des Gespräches in Baden, wo die Vertheidiger der alten Lehre den Sieg davon getragen hätten; sie versprachen, den kirchlichen Mißbräuchen abzuhelfen, dieß könne aber ohne Disputation geschehen, daher werden sie auch keinem ihrer Angehörigen gestatten, derselben beyzuwohnen. Berns Antwort war: welchen Ausgang die Disputation zu Baden gehabt habe, wo jeder sich den Sieg zuschreibe, wisse es nicht, da man die Akten nicht habe mittheilen wollen; freylich habe es früher (den 21sten May 1526) sich mit seinen Unterthanen verbunden, von den Eidgenossen sich nicht zu trennen; allein statt die Eintracht dadurch zu befördern, wie man hätte hoffen sollen, sey gerade der Unfrieden noch größer geworden. Von der wahren christlichen Kirche werde es sich nie absöndern, sondern nur die Mißbräuche abschaffen; wenn die Cantone ihrer guten Sache gewiß wären, so sollten sie ihre Gelehrten nicht abhalten, auf der Disputation zu erscheinen, sondern sie vielmehr hinsenden.

Auch Kaiser Karl V. suchte die Berner von dem beschlossenen Religionsgespräche abzubringen, indem er ihnen zuschrieb: ein solches Vorhaben gezieme einer einzelnen Landschaft nicht, sondern nur den gesammten Ständen der Christenheit; er werde daher nächstens eine allgemeine Kirchenversammlung zusammenberufen; bis dahin solle man sich jeder Neuerung enthalten. Bern erwiederte unterm 6ten Jenner 1528: so geneigt auch die Stadt sey, dem Kaiser zu gehorchen, so sey doch dieß jetzt nicht mehr möglich, da das Schreiben

seiner kaiserlichen Majestät erst am heutigen Tage eingelangt wäre, wo bereits die zu dem Gespräche Eingeladenen sich versammelt befänden.

So war es auch wirklich: die Abgesandten vieler Gegenden hatten sich in Zürich versammelt, um die Reise gemeinschaftlich zu machen; an sie schloßen sich 42 Zürcherische Geistliche an, unter welchen Zwingli, so daß die Gesellschaft die Zahl der 100 überstieg. Am Neujahrstage (1528) wurden sie freundlich zu Zürich bewirthet; den 2ten Jenner brachen sie auf, 300 Bewaffnete geleiteten sie über Baden und Mellingen, bis an die Bernischen Grenzen, weil die Gegner der Reformation die Drohung ausgebreitet hatten: es werde unterwegs eine Jagd geben, und man wolle versuchen, Wildpret zu schießen. Aus dieser Ursache hatten auch die Berner den Venner Bischof mit einer ansehnlichen Mannschaft nach Zürich geschickt, um die Ankommenden zu beschützen. Am 4ten Jenner langten die Abgeordneten ohne Unfall zu Bern an. Zwingli nahm das Quartier bey seinem Schwager Leonhard Tremp, an der heutigen Zeughausgasse.

Nachdem man sich Montags den 6ten Jenner zum ersten Male versammelt hatte, um die nöthigen Anstalten zu treffen, nahm das Religionsgespräch am folgenden Tage seinen Anfang; es ward in der dazu eingerichteten Franziskanerkirche (dem heutigen Schulgebäude) gehalten. In derselben waren zwey Bühnen einander gegenüber, die eine für die Vertheidiger der alten, die andere für die der reformirten Lehre errichtet. Zwischen den Bühnen stuhnd ein Tisch, an welchen sich vier Präsidenten und vier Schreiber setzten. Um denselben herum saßen im Kreise Schultheiß, Kleine und

Große Räthe der Stadt Bern, die sämmtlichen Geistlichen des Cantons, und die Abgesandten aller befreundeten Städte.

Zu Präsidenten wurden erwählt: Joachim von Watt, Burgermeister von St. Gallen, Niklaus Briefer, Dekan zu St. Peter in Basel, Conrad Schilling, Abt zu Gottstadt, und Conrad Schmid, Commenthur zu Küßnacht am Zürchersee, alle vier gelehrte Männer. Sie gelobten, darauf zu achten, daß das Wort Gottes wie es in der Bibel enthalten ist, als einziger Beweis gelte; daß kein Wortgezänk und leeres Geschwätz geduldet, und daß, was einmal erwiesen und hinlänglich aufgeklärt worden, nicht zum zweyten Male vorgebracht werde. Zu Schreibern wurden ernannt: Peter Cyro, Stadtschreiber zu Bern; Georg Hertwig, von Bern, Stadtschreiber zu Solothurn; Georg Schöni, Gerichtschreiber zu Bern, und Erhard von Rümlang, Stadtschreiber zu Thun; sie versprachen feyerlich, alles getreu niederzuschreiben, was von jeder Parthey zum Beweis ihrer Lehre vorgebracht würde, und keinerley Gunst oder Ungunst dabey walten zu lassen. Niklaus Manuel erhielt den Auftrag, diejenigen, an denen die Reihe zu reden sey, aufzurufen. Den Disputirenden beyder Partheyen wurde zur Pflicht gemacht, gewissenhaft alles anzubringen, wodurch sie die Wahrheit ihrer Säze beweisen könnten; keinen Menschen, sondern einzig Gott vor Augen zu haben, und einander nach beßtem Wissen zu unterstüzen.

Als Vertheidiger der alten Lehre ließen sich anschreiben: Alexius Grat, Beichtvater in der Insel zu Bern; Theobald Hutter, Pfarrer

9 *

zu Appenzell; Conrad Träger, Vorsteher des Augustinerklosters zu Freyburg; Niklaus Christen, Cantor des Chorherrenstiftes zu Zofingen; Jakob Edlebach; Daniel Schatt, Pfarrer in Gundiswyl; Gilgian Murer, Pfarrer in Rapperswyl; Johann Buchstab, Chorherr und Schulmeister zu Zofingen; Bendicht Burgauer, Pfarrer zu St. Gallen; Andreas Althammer, von Nürnberg; Johann Mannberger.

Die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung hingegen verfochten: Berchtold Haller und Franz Kolb; Ulrich Zwingli, Pfarrer zu Zürich; Johannes Oekolampadius, Pfarrer zu Basel; Martin Buzerus und Wolfgang Fabritius Capito, beyde Pfarrer zu Straßburg; Walther Klar, von Appenzell.

Eine zahlreiche Versammlung hörte der Disputation zu; bloß an Geistlichen wurden 350 Anwesende gezählt; unter den weltlichen Abgesandten bemerkte man den Burgermeister von Zürich, Diethelm Röust, viele Rathsherren und Professoren der befreundeten Städte. Die von Haller und Kolb aufgestellten Lehrsätze, deren Wahrheit in diesem feyerlichen Religionsgespräche untersucht und aus der Heiligen Schrift erwiesen werden sollte, waren folgende zehn:

1. Die christliche Kirche, deren einziges Haupt Jesus ist, gründet sich auf das Wort Gottes, bey demselben bleibt sie, und hört nicht auf die Stimme eines Fremden.

Die Anhänger der alten Lehre hingegen behaupteten: der Apostel Petrus sey von Christo zum Hirten und Führer der christlichen Kirche eingesetzt, daher seyen dessen Nachfolger, die Päbste, Statt-

halter Christi, und bestimmt, die christliche Kirche zu regieren.

2. Die christliche Kirche erlaubt sich keine Gebote, als die, welche in dem Worte Gottes enthalten sind; daher sind alle Menschensatzungen in Religionssachen nur in so weit verbindlich, als sie genau auf das Wort Gottes gegründet sind.

Die Freunde des Pabstthums hingegen wollten den von den Kirchenversammlungen und Päbsten eingeführten Satzungen gleiches Ansehen geben, als ob sie von Christo selbst geboten worden wären.

3. Christus allein hat uns von der Sünde erlöst, und durch seine Leiden und Tod die Strafe derselben getragen; wer also glaubt, Menschen können uns durch ihre Verdienste von der Strafe der Sünde frey machen und uns die Seligkeit verschaffen, der verwirft Christum.

Die Vertheidiger der päbstlichen Gebote sagten hingegen: die Märtirer und andere Heilige unter den Christen haben mehr Gutes gethan, als ihnen zur Erwerbung der Seligkeit nöthig gewesen wäre; aus diesen überzähligen guten Werken könne der Pabst den Mangel derjenigen Menschen, welche zu wenig Gutes gethan hätten, ersetzen, und auch ihnen die Seligkeit verschaffen.

4. Es kann aus der Heiligen Schrift nicht erwiesen werden, daß in dem Brod, welches bey'm Heiligen Abendmahl empfangen wird, der eigentliche Leib und das eigentliche Blut Christi genossen werden.

Die Gegner der Reformation aber beharrten darauf: die bey der Messe gebrauchte Hostie werde

durch die Einweihung des Priesters in den wirklichen Leib und das wirkliche Blut Christi verwandelt.

5. Die Messe, in welcher Christus täglich für die Sünden der Menschen Gott als ein Opfer dargebracht werde, widerstreite den Aussprüchen der Heiligen Schrift, welche deutlich bezeuge, daß seine Leiden und der Tod, mit denen er sein irdisches Leben beschlossen, hinreichend gewesen seyen; wer also behaupte, Christus müsse täglich wieder geopfert werden, verläugne die Kraft seines Todes.

Die Vertheidiger der Messe sagten dagegen: da die Menschen täglich auf's Neue sündigen, so müsse auch Christus immer wieder für ihre Sünden geopfert werden.

6. Da Christus einzig für uns gestorben ist, so kann auch er allein angerufen werden, um bey seinem himmlischen Vater für uns zu bitten, und es findet sich in der Heiligen Schrift nirgends, daß die in's ewige Leben hinübergegangenen Frommen dort etwas für die auf Erden lebenden Menschen thun können.

Die Gegner behaupteten: die im Himmel befindlichen Heiligen können von den Menschen angerufen werden, damit sie bey Gott als ihre Fürsprecher auftreten.

7. In der Bibel steht nichts von einem Fegfeuer (einem Orte, wo die Menschen erst müßten gereinigt werden, ehe sie in den Himmel eingehen), daher sind auch alle Ceremonien, welche abgehalten werden, um den Verstorbenen einen schnellern Uebergang aus dem Fegfeuer zu verschaffen, unnütz.

Die Vertheidiger der alten Gebräuche sagten: da kein Mensch ganz vollkommen sey, so müsse jeder erst an einem besondern Orte von seinen Unvollkommenheiten gereinigt werden, ehe er in den Himmel eingehen könne. Es sey also nothwendig, demselben durch Fürbitten und Opfer einen schnellern Uebergang zu verschaffen.

8. Bilder zu machen, daß man sie verehre, ist gegen das Wort Gottes; wo also Bilder der Heiligen zur Verehrung aufgestellt sind, müssen sie weggethan werden; wären sie nur da, um sich derselben zu erinnern, so möchten sie wohl bleiben.

Dagegen ward behauptet: die Bilder der Heiligen dienen den Christen zur Belehrung, indem sie dadurch erinnert werden, eben so fromm zu seyn.

9. Die Ehe ist in der Bibel keinem Stande verboten.

Die Anhänger der päbstlichen Gebote wandten ein: freylich sey die Ehe nirgends in der Bibel verboten; da aber die Geistlichen, ehe sie eingeweiht würden, das Gelübd ablegten, unverheyrathet zu bleiben, so müßten sie es auch halten.

10. Sittenlosigkeit ist zwar jedem Christen verderblich, aber am allermeisten dem priesterlichen Stande.

Hiergegen wußten die Feinde der Reformation nichts einzuwenden.

Nachdem Joachim von Watt die Versammlung durch eine sinnvolle Rede eröffnet hatte, ward der erste Satz durch Berchtold Haller vorgelesen und seine Bedeutung erklärt. Sogleich ließen mehrere Gegner ihre Namen aufzeichnen, um denselben zu

widerlegen; jeder brachte die Gründe an, wodurch er seine Meinung zu befestigen und die entgegengesetzte zu entkräften hoffte; lebhaft, aber mit Anstand und Ueberlegung, disputirte man sechs und einen halben Tag lang über diesen ersten Satz; nachdem die Widersächer der Reformation alles erschöpft hatten, was sie dagegen anzubringen wußten, stuhnd Niklaus Manuel, gemäß dem ihm von der Obrigkeit gegebenen Befehl, auf und sprach mit lauter Stimme: wenn noch jemand da sey, der dafür oder dagegen reden wolle, der möchte auftreten; und da niemand weiter es verlangte, so ward die zweyte Streitfrage vorgelesen. So gieng es von Satz zu Satz; so lange noch jemand darüber reden wollte, ward er mit Ruhe angehört, am Ende wiederholte Manuel jedes Mal seine Aufforderung, erst dann ward zum Folgenden geschritten. Am 13ten Januar hielt sogar der Ausrufer noch eine besondere Anrede, um die Vertheidiger der alten Lehre zu ermuntern: „glaubet ja nicht, ehrwürdige „Gelehrte, sprach er, daß meine gnädigen Herren „von Bern etwa nur begehren, den von ihren „Predigern aufgestellten Lehrsätzen den Sieg zu „verschaffen; sondern ihre Absicht geht dahin, zu „erforschen, ob dieselben in dem Worte Gottes „gegründet seyen, oder nicht. Darum bitte und „ermahne ich euch, die ihr dieselben bekämpfet, „daß ihr einander mit eurer Wissenschaft unterstützet, einander rathet, und alles thut, um die „Wahrheit offenbar zu machen; das werden meine „gnädigen Herren mit Wohlgefallen und Dankbarkeit erkennen.“

Achtzehn Tage lang ward vom Morgen bis auf den Mittag, und vom Mittag bis auf den

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Abend disputirt, so daß alle zehn Sätze gründlich untersucht und von allen Seiten beleuchtet wurden.

Während der Disputation predigten mehrere der fremden Gelehrten im Münster, unter ihnen auch (den 21sten Januar) der berühmte Zwingli; eine große Menge Volks versammelte sich, um den als Ketzer verlästerten Mann zu hören. Er erklärte die zwölf Artikel des christlichen Glaubens, und redete dabey ausführlich von dem heiligen Abendmahle und dessen Bedeutung. Unter den Zuhörern befand sich auch ein Priester, der, mit dem Meßgewande bekleidet, eben vor den Altar getreten war, um Messe zu lesen. Ehe er begann, wollte er dem feurigen Redner einige Augenblicke zuhören; der klare, sinnvolle Vortrag gefiel ihm so wohl, daß er sich nicht abwenden konnte, und als nun Zwingli die rührende Einsetzung des Abendmahles und seine hohe Bedeutung schilderte, und zeigte, wie man durch die Messe die durch Jesu Leiden und Tod vollbrachte Erlösung der Menschen verkleinere, indem man vorgebe, er müsse am Altar immer wieder auf's Neue für die Sünden der Sterblichen geopfert werden; so ward der Priester von der Wahrheit dieser ganz aus der Heiligen Schrift gezogenen Erklärung so durchdrungen und gerührt, daß er im Angesichte der Zuhörer seinen Ornat auszog und auf den Altar hinlegte, mit den Worten: „hat es mit der Messe eine solche Bewandtniß, so werde ich weder heute noch in Zukunft mehr Messe lesen.“ *)

Wenige Tage vor dem Schlusse der Disputation fiel das Fest St. Vinzenzen, des Patrons der

---

*) Hierzu die Abbildung.

Münsterkirche, ein (22sten Januar). Die Chorherren fragten an, wie sie sich dabey zu verhalten hätten. Sie bekamen zur Antwort: die, welche den in der Disputation aufgestellten Lehrsätzen beystimmten, sollten aufhören, Messe zu lesen; die Uebrigen könnten das Fest nach üblicher Weise feyern. Die Lichter wurden angezündet, alles zur Festfeyer vorbereitet, allein niemand kam, der Messe beyzuwohnen.

Nach geendigter Disputation unterschrieben sich diejenigen Geistlichen, welche durch dieselbe überzeugt den Lehrsätzen beystimmten, namentlich: es waren 10 Chorherren, 8 Dominikaner und die meisten Pfarrer (54).

Die Obrigkeit berieth sich nun mit den Gesandten der befreundeten Städte, welche Vorkehren sie bey diesem Ausgang der Dinge zu treffen habe. Der Präsident von Basel war der Meynung, die Veränderung solle mit Bedacht und gründlich geschehen; die drey andern hingegen antworteten: die Stadt Bern habe aus dem abgehaltenen Gespräche genugsam ersehen, wie es um die Religion stehe; was in derselben göttlich und was hingegen Menschensatzung sey; darum solle sie jetzt die Sache kräftig und unerschrocken angreifen.

Gegen Ende Januars reisten die fremden Gelehrten und Ehrengesandten wieder ab. Die, welche den Weg nach Zürich einschlugen, wurden durch zwey Mitglieder der Regierung bis Lenzburg geleitet, wo der Bernische Landvogt mit 200 geharnischten Männern sich dem Zuge anschloß, weil man vernommen hatte, daß die Cantone Luzern, Ury, Schwytz, Unterwalden und Zug, mit dem Ausgange der Disputation unzufrieden, befohlen hätten,

den Zurückkehrenden den Paß zu Bremgarten *) zu versperren. Als die Reisenden sich dem Städtchen näherten, fanden sie die Thore wirklich verschlossen. Der Bernische Anführer forderte, daß man sie unverzüglich öffne, da Bern gleiches Recht auf Bremgarten habe, wie die übrigen Cantone; wenn man ihm nicht mit Freundlichkeit willfahre, so werde er sich den Weg mit den Waffen bahnen; zugleich ließ er seine Reiter absteigen, und gegen das Thor anrücken. Die Bürger von Bremgarten, obschon von den Gesandten der fünf Cantone angereizt, wollten es nicht auf's Aeußerste kommen lassen, sondern öffneten ihre Stadt. Hier warteten auch 50 Bewaffnete von Zürich auf die Ankommenden, und vereinigten sich mit ihnen. Als man die Zürchersche Grenze erreicht hatte, dankte der Burgermeister Röust den Bernern für ihr schützendes Geleit, und freundlich schied man von einander.

Nach der Abreise der Fremden beschäftigte sich nun die Regierung ernstlich mit Einführung der Kirchenverbesserung. Vorerst wurden (den 2ten Hornung) die Bürger und Einwohner der Stadt, die durch Verlassung der Messe und durch den eifrigen Besuch der Predigten Hallers und Kolbs ihre Ueberzeugung hinlänglich zu erkennen gaben, in die Kirche zusammenberufen, und ihnen angezeigt: daß die Obrigkeit entschlossen sey, von nun an die Mißbräuche, welche in die Gottesverehrung eingeschlichen wären, abzuschaffen, und das Christenthum zu seiner ursprünglichen Reinigkeit zurückzuführen. Freudig nahmen die Bürger und Einwohner diese Erklärung

*) Ein Städtchen an der Reuß, in den sogenannten freyen Aemtern, welche den gemeldeten fünf Cantonen und Zürich, Bern und Glarus angehörten.

der Regierung auf, und versprachen eidlich: ihr in Allem, was sie veranstalten werde, zu gehorchen, und sie darin treulich zu unterstützen. Am gleichen Tage verordnete die Regierung: daß die Messe in der ganzen Stadt, ausgenommen im Spital, abgestellt seyn solle. Auf das Land ward geschrieben: jeder Pfarrer solle einstweilen, bis auf weitern Befehl, sich dem gemäß verhalten, was er am Schlusse der Disputation erklärt habe; wer die Sätze unterschrieben, solle mit der Messe aufhören; die Andern könnten damit fortfahren.

Den 7ten Hornung faßten Kleine und Große Räthe folgenden Beschluß: „da wir unzweifelhaft „erkannt haben, die zehn in der Disputation un„tersuchten Lehrsätze seyen in Gottes Wort gegrün„det, so nehmen wir dieselben an; wollen, daß „ihnen in unserm ganzen Lande nachgelebt werde, „und verbieten allen Pfarrern dagegen zu predigen „oder zu lehren; die Bischöfe, die, unsrer Einla„dung ungeachtet, bey dem Religionsgespräche nicht „erschienen sind, sollen in unserm Gebiete in geist„lichen Angelegenheiten nichts mehr befehlen, und „soll ihnen Niemand gehorchen; die Messe und „die Bilder haben wir in unsrer Stadt bereits „abgeschafft, da aber einige Kirchgemeinden aus „Mangel hinlänglicher Belehrung sich noch scheuen, „dieß zu thun, so wollen wir sie hierin nicht zwin„gen, sondern sie mögen durch das Stimmenmehr „darüber entscheiden, und Keiner soll den Andern „wegen Glaubensverschiedenheit schmähen; wie das „Abendmahl, die Taufe und das Ehebündniß in „Zukunft gefeyert werden sollen, werden wir näch„stens bestimmen; was zu Begehung der Messe „und anderer kirchlicher Feyerlichkeiten den Kirchen

„und Klöstern an Zinsen, Zehnten oder liegenden „Gütern geschenkt worden ist, soll Niemand zurück„nehmen, sondern es soll den bisherigen Nutz„nießern zu ihrem Unterhalte dienen, so lange sie „leben, nach ihrem Absterben werden wir zur Ehre „Gottes und zu gemeinem Beßten darüber verfügen; „die Meßgewänder, Kelche und übrige Kirchen„zierden sollen, um Aergerniß zu vermeiden, einst„weilen den Kirchen verbleiben, wenn aber beson„dere Gesellschaften oder Personen Altäre gestiftet „und begabt haben, so können dieselben auch diese „Zierden zurücknehmen; da der eheliche Stand von „Gott eingesetzt ist, so dürfen auch die Geistlichen „sich verehelichen; da das Verbieten gewisser Spei„sen an gewissen Tagen eine Menschensatzung ist, „so ist Niemand daran gebunden; den Mönchen „und Nonnen, welche in den Klöstern zu bleiben „wünschen, soll es gestattet seyn, doch sollen sie „keine Novizen mehr annehmen; die, welche aus„zutreten wünschen, können Alles, was sie mit sich „gebracht, zurücknehmen, auch werden wir ihnen „nach Beschaffenheit der Umstände noch eine Aus„steuer geben; von nun an sollen alle Pfarrer, statt „Messe zu lesen, fleißig predigen, damit unsre Un„terthanen in Gottes Wort immer besser unterrich„tet werden. Sollte aber irgend Jemand aus der „Heiligen Schrift erweisen, daß wir im Irrthum „seyen, so sind wir bereit, bessern Bericht anzu„nehmen, da wir einzig die Wahrheit und das „Heil der Seele zu befördern wünschen.“

Mit diesem Reformationsmandat, in welchem der ächte Christensinn, von dem die Regierung beseelt war, sich unverkennbar aussprach, begaben sich die Abgeordneten des Raths in alle Kirchspiele, und

erklärten mündlich noch umständlicher die Ursachen, welche die Regierung bewogen hätten, die Reformation vorzunehmen. Mit großem Beyfall wurde die Verordnung im Aargau aufgenommen, wo schon seit geraumer Zeit durch Zwinglis und anderer Reformatoren Schriften eine hellere Erkenntniß verbreitet worden war. Unwissender, vom Aberglauben mehr beherrscht und den alten Gebräuchen und Einrichtungen fester anhangend waren hingegen die Bewohner der Berggegenden, und es erforderte noch einige Mühe, auch sie zu Abschaffung der Messe und der übrigen in Gottes Wort nicht gegründeten Kirchenceremonien zu bewegen. Doch allmählig gelang es, sie ebenfalls von der Nothwendigkeit der Reformation zu überzeugen, und ehe noch das Jahr zu Ende lief, waren allenthalben im Canton die Heiligenbilder und die Reliquien aus den Kirchen geräumt und die Messe abgeschafft.

Jetzt konnte die Regierung ungestört alle die Einrichtungen treffen, welche sie zum allgemeinen Beßten dienlich fand. Die vielen Festtage zu Ehren der Heiligen wurden abgestellt, und außer den Sonntagen nur noch vier Feyertage beybehalten. Eine Verordnung setzte fest, wie in Zukunft die heilige Taufe und das heilige Abendmahl gehalten, und auf welche Weise die Ehen eingesegnet werden sollten.

Das Franziskanerkloster zu Bern ward zu einer Lehranstalt für künftige Pfarrer, die dazu gehörige Kirche zu einer Knabenschule umgeschaffen.

Das Dominikaner-Frauenkloster in der Insel ward zu einem Krankenhause eingerichtet, aus dem Dominikaner-Männerkloster und dem Kloster zum heiligen Geist wurden Spitäler für Arme, Gebrechliche und Durchreisende gemacht.

Auch auf dem Lande wurden viele Klöster in Spitäler verwandelt, wie Interlachen, Thorberg, Frienisberg, Buchsee und andere, in denen entweder Arme und Gebrechliche verpflegt, oder den herumliegenden Gemeinden zu Unterstützung ihrer Dürftigen reiche Steuern ertheilt wurden.

Da viele Kirchgemeinden so ausgedehnt waren, daß die Bewohner mehrere Stunden weit zum Versammlungsorte zu gehen hatten, wodurch dann nur zu oft ältere

und schwächliche Leute von der Besuchung des Gottesdienstes abgehalten wurden, so ließ die Obrigkeit, welcher der religiöse Unterricht aller ihrer Unterthanen am Herzen lag, in solchen entlegenen Gegenden nach und nach eigene Kirchen bauen.

Nicht nur in den verschiedenen Städten des Cantons wurden die Schulen verbessert, sondern auch auf dem Lande, wo vor der Reformation keine Schulen gewesen waren, dergleichen errichtet, und ihre Beaufsichtigung den Pfarrern aufgetragen.

Alle diese kostbaren Einrichtungen konnten freylich nicht gleich in den ersten Jahren der Reformation zu Stande gebracht werden, weil die Versorgung der Mönche und Nonnen einen großen Theil der Klostereinkünfte wegnahm; aber so wie diese nach und nach der Obrigkeit zufielen, verwendete sie dieselben zu Beförderung des Gottesdienstes, zu Verbesserung des Volksunterrichts und zu Unterstützung der Armuth, und so wurden denn durch die Kirchenverbesserung nicht etwa nur äußere Gebräuche abgeschafft und umgeändert, sondern die ganze Bildung des Volkes zu richtiger Gotteserkenntniß und wahrhafter Frömmigkeit befördert; eine neue Sonne gieng gleichsam über unser Land auf, durch deren wohlthätige Strahlen fort und fort der Verstand erleuchtet und die Herzen erwärmt werden.

Vergleichen wir nun unsern jetzigen Zustand mit demjenigen, in welchem wir vor der Reformation waren, so finden wir, daß damals unser ganze religiöse Glaube, unsere Seelenruhe, ja alle unsre Hoffnung für das künftige Leben auf eitle Menschensatzungen sich gründeten und von mannigfaltigem Aberglauben gestört wurden, während jetzt das untrügliche Wort Gottes in der Bibel die einzige Richtschnur unsers Glaubens, unsers Thuns und Hoffens ist. Unsere Väter warfen sich vor den Heiligenbildern nieder, nur durch ihre Fürsprache glaubten sie von Gott erhört zu werden, — wir flehen mit kindlichem Vertrauen zu unserm allgütigen Vater im Himmel und zu seinem Sohne, der durch seine großmüthige Aufopferung seine Liebe uns bezeugt hat; den zwey rührenden, von Jesu selbst eingesetzten Handlungen, der Taufe und dem Abendmahl, hatte man andere, von Menschen

verordnete, gleichgestellt und sieben Sakramente angenommen, — wir erkennen als Sakrament, als heilige, vom Christenthum unzertrennliche Handlung, nur die Taufe und das Abendmahl, und feyern sie der Einsetzung Jesu gemäß; durch Fasten, Selbstpeinigung, durch Wallfahrten, u. dgl. äußere Ceremonien, oder selbst um Geld glaubte man Vergebung der Sünden erkaufen zu können, — wir wissen, daß Gott nur dem verzeiht, der das gethane Böse aufrichtig bereut und sich ernstlich bessert; vormals wurde der ganze Gottesdienst in lateinischer Sprache gehalten, deren Sinn das Volk nicht verstand, — jetzt weiß jeder Christ, was ihm verkündet wird, was er bittet, was er Gott angelobt; vormals war der Drittel aller Tage des Jahres in Feyertage umgeschaffen und der Arbeit entzogen, — jetzt arbeiten wir nach Gottes Anordnung sechs Tage in der Woche, und größerer Wohlstand ist überall sichtbar; eingeschlossen, ohne nützliche Thätigkeit verzehrten einst die Mönche und Nonnen die Einkünfte frommer Stiftungen, — jetzt werden sie zum Unterricht in der Religion, zum Bestand der Schulen, zu Verpflegung der Kranken und zur Unterstützung der Armen verwendet.

Das sind die wohlthätigen Veränderungen, welche durch die Kirchenverbesserung hervorgebracht worden sind, und durch welche das Christenthum wieder jene unterrichtende, bessernde, veredelnde, tröstende und erfreuende Anstalt geworden ist, welche Jesus, der Gesandte Gottes, der Freund der Menschen, gestiftet hat.

Sollten wir uns denn nicht freuen, daß durch Gottes Leitung diese Wiederherstellung des wahren christlichen Glaubens zu Stande kam? Sollten wir uns nicht dankbar der Männer erinnern, die unerschrocken dazu mitwirkten? Sollten wir uns nicht bemühen, diese wichtigen Veränderungen recht zu erkennen, und ihre wohlthätigen Folgen fest zu halten? Ja laßt uns alle das heutige Fest freudig und dankbar begehen, und Gott bitten, daß er die Wohlthaten der Reformation, die wir unter seinem Schutze schon dreyhundert Jahre genossen haben, uns noch ferner erhalten möge!

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kurze Geschichte der Kirchen-Verbesserung zu Bern

Bern 1828

Bibl.Mont. 1536
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10716166-6